

NACH DEM ENDE III

Vierzig Tage

2017

Innerhalb von zwei Tagen haben wir uns endlich durch die beinahe einen Meter dicke Betonmauer an der Südseite des Bunkers gegraben und gesprengt, und schauten weit in die erhaltene Vergangenheit.

Viel zu plündern gab es nicht mehr, da die meisten Lebensmittel längst verdorben waren. Ich gehörte zu den ersten, die sich im Licht der Lampen durch die finsternen Gänge vorarbeiteten. Bunker wie diesen hatten wir schon oft geknackt; es gab sie im Grunde überall, ehe sie im Krieg durch Schutt vergraben und vergessen wurden. Wie viele Gruppen im Land hatten auch wir uns darauf spezialisiert, diese Schutzanlagen in den nicht-urbanen Gebieten ausfindig zu machen und in sie einzudringen. Bunker wie dieser waren im Prinzip die einzige Quelle für unversehrte Kleidung, Bücher, Lebensmittel und anderen persönlichen Kram, der sich gut eintauschen ließ. Und in fast jedem Fall fanden wir auch die mumifizierten Überreste ihrer Besitzer.

Es dauerte nicht lange, da entdeckten wir den ausgetrockneten Leichnam eines Mannes, eingesperrt in einem Zimmer seines Bunkers, schon seit Jahrzehnten tot. Innerhalb weniger Stunden hatten wir alles Brauchbare demontiert und mitgenommen. Mir selbst fiel die Entdeckung einer verschlossenen

Edelstahlkassette zu, von deren Inhalt ich im folgenden zu berichten gedenke.

Als ich die Kassette endlich aufgebrochen hatte (der Schlüssel blieb unauffindbar), eröffnete sich mir ein Schatz: 22 Tonbänder, auf Kunststoffspulen aufgewickelt, sowie einen echten erhaltenen Forbflash-Datenträger, oder, wie er hierzulande genannt wird, einen Turmspeicher. Meiner Rekonstruktion zufolge wurden die Aufzeichnungen des Besitzers ursprünglich auf dem Tonband gespeichert, d. h. darauf aufgesprochen. Wir fanden auch ein Tonbandgerät, in das die Bänder eingelegt werden konnten. Doch selbst wenn seine Komponenten nicht vollends verrottet gewesen wären, fehlte uns das Verständnis, die Bänder abzuspielen. Es war wie der Fund einer antiken Schriftrolle mit Zeichen einer nicht mehr gesprochenen Sprache: Die Grafeme sind zwar noch klar lesbar, doch ohne weitere Vergleichsstücke bzw. ein Handbuch verstehe ich den Inhalt doch nicht, solange ich auch auf die Aufzeichnung starre. So wendete ich mich dem Turmspeicher zu, der, meiner Meinung nach, unmißverständlich eine Kopie der Tonbandaufzeichnung enthalten mußte.

Diese Form der Datenträger wurden in den letzten Jahren vor dem Krieg populär, waren aber nicht weit verbreitet, hauptsächlich unter solchen Menschen, die mit aller Akribie ihre

digitalen Daten vor allen äußeren Einflüssen zu schützen suchten. Diese Datenträger hatten keine sehr hohe Kapazität, aber den Ruf, nahezu unverwüstlich zu sein. Die mechanischen Komponenten sind absichtlich unkompliziert konstruiert, sodaß sie mit einfachen Stromkreisen wieder in Gang zu bringen sind. Da stand auch ein Terminal, in dem der Turmspeicher ursprünglich eingesetzt war, aber es war wie erwartet defekt.

Der erhaltene Speicher jedoch gewährte uns einen unschätzbar kostbaren Einblick in die Zeit kurz vor und nach dem Ereignis. Dies ist die Geschichte der letzten 40 Tage im Leben eines Mannes; eines Überlebenden, von denen es für wahr nicht viele gab.

Tag 1, 20. Juni

17:06 Uhr Daß dieser Tag kommen mußte, hatte ich immer gewußt. Nur, zu welchem Preis? Ich bin noch nicht lange in der Anlage, habe aber die Hoffnung nicht verloren, daß Lorenese heute noch erscheinen wird. Sie muß es einfach! Sonst wäre jede Vorbereitung umsonst gewesen! Derweil will ich mich ablenken und bereite alles für die Ankunft meiner Familie vor: Es war ja ausgemacht, daß der Erste, der hier eintrifft, die Systeme hochfährt, d. h. die Luftzirkulation initiiert, die Wasseraufbereitung in Gang bringt und die Heizung aufwärmt. Es bleibt noch viel zu tun, wenn wir drei Wochen im Bunker überleben wollen!

17:46 Uhr Der Bunker ist intakt, alle Systeme arbeiten wie vorgesehen. Ein Hoch auf gute Planung! Jedoch ist Lorenese bislang nicht eingetroffen, und ich mache mir langsam Sorgen! Sie kennt den Weg hierher genau; wir haben ihn ein halbes Dutzend Mal begangen! Den versteckten Eingang zum Bunker könnte sie auf dem Gelände sogar in völliger Finsternis finden! Und es gibt auch nur ein vereinbartes Klopfzeichen, das mich die Tür öffnen lassen würde! Ich will mich gar nicht recht hier einleben, solange ich nicht weiß, wo sie mit unserer Tochter bleibt! Ob sie aufgehalten wurde? Aber der Blitz war doch südlich von mir! Und das Dosimeter zeigt Werte, die ein sicheres Vorankommen gewährleisten! Ob sie Angst bekommen hat und deshalb nicht kommt? Ob sie ...

18:05 Uhr Es ist jetzt gegen 18 Uhr, die Dämmerung beginnt. Bei dieser Feststellung kann es nicht bleiben. Meine Frau ist immer noch nicht da, die Dosimeter-Werte sind unwesentlich angestiegen, das Radiogerät findet immer noch keine Durchsagen, auf jeder Frequenz nur Rauschen. Sollte ich den Bunker verlassen, um nach ihr zu suchen? Aber was, wenn sie während meiner Abwesenheit eintrifft, möglicherweise verletzt, und ich erst Stunden später zurückkehre? Vielleicht könnte ich vom Hügel beim Bunker mit dem Fernglas Ausschau halten? Aber dann würde ich ungewollt auf mich aufmerksam machen! Und ist nicht der Zweck eines Bunkers, daß man ihn nach Betreten nicht mehr verläßt? All das sind Dinge, die ich während jahrelanger Planung nicht voraussehen konnte. So ist das eben, wenn man ein normales Leben mit getrennten Jobs führt, dies im Hintergedanken aber mit einer ständigen Bezugsbereitschaft des Bunkers zu vereinen sucht. Alles wäre so viel einfacher, wenn ich mich Einzelgänger nenne; hat man aber eine Familie, halten sich Freuden und Sorgen die Waage.

23:01 Uhr Fast Mitternacht. Ich kann ebenso wenig schlafen wie ich vor die Tür zu treten wage. Wo bleiben sie nur? Sie sind seit Stunden überfällig! Ich habe keine Chance, ihren Aufenthaltsort festzustellen. Das Mobilfunknetz ist nach wie vor tot. Da ich das erwartet habe, beunruhigt es mich nicht einmal. Aber gerade jetzt brauche ich es dringend! Schon am ersten Tag läuft hier gar nichts mehr nach Plan. Wären sie doch nur bei mir, könnte mir alles andere egal sein, und ich würde jetzt neben meiner Familie im Bett liegen und von »den Tagen danach« träumen. Wo nur –

Tag 2, 21. Juni

03:12 Uhr, 504 rad Ich kann kaum glauben, daß ich die Nerven finde, das hier zu notieren: 504 rad/h! Und es ist gewiß kein Meßfehler! Das zweite Meßgerät zeigt 498 rad/h!

03:59 Uhr, 480 rad Wo steht mir nur der Kopf, was tue ich? Es ist jetzt vier Uhr morgens, und beide Dosimeter geben Werte um 480 rad/h an! Was auch immer da draußen wandeln mag – es ist dem Tode geweiht!

Zu meinem Erstaunen habe ich gestern nacht doch noch Schlaf gefunden, als ich nahe der Schleuse eingekickt bin. Geweckt wurde ich sehr unsanft durch eine gewaltige Detonation, die mich schlagartig zu Boden schleuderte, als etwas mit großer Wucht gegen die äußere Schleusentür knallte. Für eine Sekunde versagte die Beleuchtung im Gang und meine Ohren klingelten. Aber ich raffte mich wieder auf und orientierte mich, wie ich es geübt hatte: Ich lief zunächst den Rundgang ab, dann die inneren, schließlich die äußeren Räume. Keine Beschädigungen bis auf einen kleinen Deckenriß von Vorratslager B. Alle Türdichtungen, insbesondere die der Hauptschleuse, haben zuverlässig gehalten.

Als ich mich fragte, ob die Tür von außen nun durch Schutt versperrt sey, fiel mir erleichtert der Notausgang in Erinnerung. Und daß ihn Lorenesse auch kenne. – Und daß sie durch die immense Strahlung längst tot sey, ehe sie ihn erreichte. In meinem Eifer, alle Stützen, Dichtungen, Räume und Gerätschaften zu prüfen, brach ich weinend zusammen. Dieses Ereignis bedeutete, daß ich von nun an alleine bin.

05:26 Uhr, 433 rad Erst relativ spät kam mir in den Sinn, auf die Armbanduhr zu sehen: Es muß gegen 02:30 Uhr gewesen sein, als die zweite Bombe detonierte. Eine Zeit, so exakt, daß ich sie militärischer Planung zutraue. Dieser letzte Einschlag hatte gar nicht weit vom Bunker stattgefunden, vielleicht in nur drei Kilometern Entfernung? Aber worauf hatte man geschossen? Der Bunker war möglichst weit entfernt von allen potentiellen Zielen eingerichtet worden! Verschoß man nun das letzte Arsenal? Aber fast sieben Stunden nach der ersten Bombe auf diese Kleinstadt am Horizont? – Wen interessiert schon die zugrundeliegende Motivation einer Waffengattung, die niemals zum Schutz oder zur Landesverteidigung eingesetzt werden kann? So weit man Nuklearbomben auch wirft . . . , am Ende werden sie einen nur selbst töten. Immer noch über 430 rad/h außerhalb des Bunkers.

10:11 Uhr, 381 rad Noch immer schießt Adrenalin durch meine Adern; ich funktioniere wie ein Roboter. Ich fühle, daß ich den gewissen Tod meiner Familie noch nicht verarbeitet haben kann! Diese Zeit wird kommen; sie wird schmerzhaft und einsam sein.

18 Stunden nach dem ersten Abwurf noch immer 380 rad/h. Was haben die da bloß abgeworfen?

13:16 Uhr, 18°C, 347 rad Zu meinem Erstaunen Sorge ich mich um die Zukunft. Zum ersten Mal seit vielen Jahren. Ich habe die Gewißheit eines drohenden Atomkriegs und seiner Folgen schon sehr früh, als Kind, verinnerlicht, und bereite mich seitdem auf jenen Tag, dem »Tag des Ab-

wurfs«, vor. Nichts hat mich im Leben mehr gefesselt, und so begann ich die große Vorbereitung: Ich recherchierte und las von den Atomwaffen der vergangenen Kriege und ihrer katastrophalen Wirkung. Ich studierte die Nuklearphysik und die biologischen Auswirkungen der Radioaktivität. Ich praktizierte Überlebens-techniken und lernte die einfachen Handwerke. Eben all das, das mir und meiner Familie das Überleben sichern sollte.

Da ich niemals an diesem Tag zweifelte, verstörte er mich auch nicht. Wohl niemand auf der Welt hat den gestrigen Atombombenabwurf so gelassen wahrgenommen wie ich. Und so ich den Krieg – gleich einem Gewitter, das man immer wieder hinzunehmen hat – als etwas Unvermeidbares erwartet habe, so glaube ich auch an eine Zeit danach; eine Zeit des Wiederaufbaus. Nur hatte ich nicht geplant, all das alleine anzugehen ...

18:44 Uhr, 17°C, 295 rad Gegen Abend fiel die Dosimeter-Anzeige unter 300 rad/h. Das ist freilich immer noch so tödlich, daß ich mit Gewißheit sterben müsse, sobald ich auch nur einen Fuß vor die Tür setzte, um nach meiner Familie zu suchen. Insofern ist ein Teil von mir froh, sich innerhalb dieser Festung in Sicherheit zu wissen; andererseits will ich da draußen sein, und meine Frau und Tochter suchen. Das schlimmste ist die Ungewißheit.

Seit heute nachmittag haben mich Müdigkeit und Erschöpfung übermannt – jedoch nicht verursacht durch eine mögliche Verstrahlung! Das habe ich sofort auf der Krankenstation mit einem Dosimeter geprüft und ging mit dem Meßgerät auch durch alle Räume und Gänge, um mögli-

che Leckagen ausfindig zu machen. Jedoch fand ich nichts; offenbar hat sich die doppelte Schutzhülle bewährt.

Vor dem Schlafengehen habe ich mich dazu entschlossen, die Luftzufuhr und Energieversorgung in einigen Räumen abzuschalten, bis ich klarsehe, woran ich bin. Ursprünglich war die Anlage für drei Personen konzipiert. Alle anderen sollten zurückbleiben ... – nun auch meine Familie.

Tag 3, 22. Juni

03:35 Uhr, 12°C, 191 rad Letzte Nacht schreckte ich auf und glaubte Lorenesse neben mir stehen zu sehen – dort, mitten in der Finsternis! Ich habe mich so gefürchtet, daß mir fast das Herz stehengeblieben ist und ich minutenlang damit zubrachte, mit der Taschenlampe herumzuleuchten. Der Lichtkegel verharrte schließlich auf dem Dosimeter, das die Werte außerhalb des Bunkers anzeigt: *nur* noch 191 rad/h! Das ist einerseits gut, denn wenn die Strahlung auch weiterhin so abnimmt, würde ich mich in einigen Tagen, zumindest im Schutzanzug, vor die Tür begeben können. Andererseits verringert jeder verstrichene Tag die Chance, meine Familie, tot oder lebendig, zu finden.

Das Radio empfängt nach wie vor nur ein Rauschen, nicht einmal ein Testsignal der Regierung, das ich eigentlich schon am Tag 2 nach dem Einschlag erwartet habe. Ob es da draußen überhaupt noch jemanden gibt?

08:09 Uhr, 17°C, 176 rad In verborgener Weitsicht habe ich es, trotz sorgfältiger Planung, versäumt, ein Bildnis von Frau und Tochter mit meinen persönlichen Sachen in den

Bunker zu verbringen. Nicht ständig ihre Gesichter vor mir zu sehen, bedingt vermutlich meine innere Ruhe in Hinblick auf die Tatsache, daß sie sich offenkundig in großer Gefahr befinden, sofern sie noch leben.

Ich bin erstaunt über die sachliche Formulierung meiner Gedanken. Meine Tochter Jasna ist erst acht!

16:01 Uhr, 18°C, 123 rad Ich sinne nach dem Nutzen meines Hierseins: Wozu der Bunker und alles Mühen, wenn ich ihn doch nur alleine bewohnen kann?! Ist dieser Gedanke keiner Erinnerung würdig?

Mit stolzen Augen erwarb ich dereinst dieses Grundstück abseits aller großen Straßen und Siedlungsflächen. Es kostete mich viele Jahre und mein gesamtes Erbe, die Oberfläche zu roden und einen so weitläufigen Bunker anzulegen: einen Ort, nur einem einzigen Zwecke dienend, den er jetzt, ganz unverschuldet, nicht erfüllen kann. Überlegen fühle ich mich, während ich bei den Bauarbeiten an der Oberfläche stand und das Umlegen auch der letzten großen Bäume beaufsichtigte. Ich schaute mit in die Taille gestützten Armen den Horizont und stellte mir »den großen Tag« so realistisch als möglich vor. Freilich dienten mir hierfür die Dokumentationen aller bisherigen im Krieg oder zu Testzwecken gezündeten Nuklearwaffen, und ich glaubte aus dem Studienmaterial gelernt zu haben: So lag das Areal in einem flachen, da hügellosen Gelände, weil ich mir vorstellte, daß dann die Druckwelle ohne Widerstand über den Bunker fortziehen würde. Und damit sich die später auftretenden Regenwolken nicht daran fangen und den giftigen Fallout in das Erdreich spülen. Der Bunker sollte drittens so nah

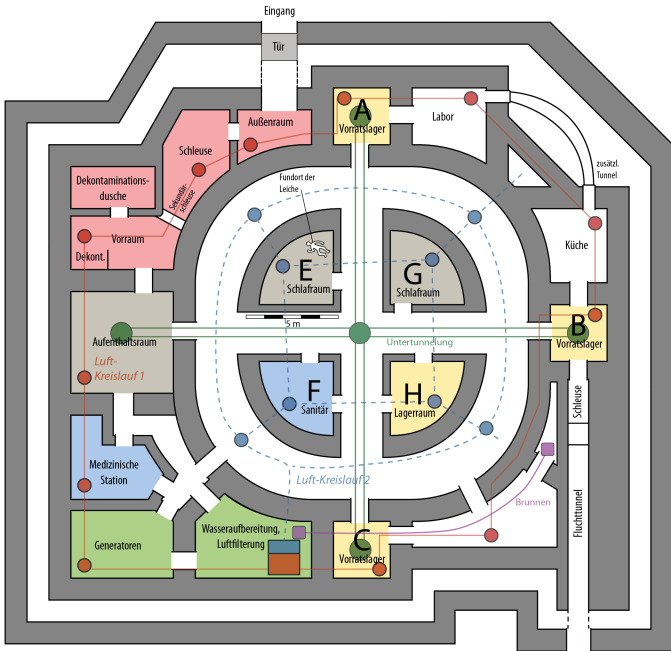
an der Küste liegen, daß die hier omnipräsenten Winde eventuelle Fallout-Wolken rasch weitertragen.

Ich legte einen Bunker an, weit größer und sicherer, als für eine dreiköpfige Familie eigentlich erforderlich. Trotzdem schämte ich mich bereits am dritten Tage zu beklagen, daß all das umsonst gewesen sein muß! Doch gewiß nicht zulasten der Anlage! Denn die arbeitet perfekt.

An dieser Stelle möchte ich meine Bewunderung für eben diesen Bunker ausdrücken: In viel zu viele Bunker sind wir eingedrungen, die aus billigem Material hergestellt oder viel zu flach vergraben waren. Bei einigen von ihnen stimmte alles, aber sie hatten das Pech, zu nah an einer Chemie-Fabrik oder einer Kaserne gebaut worden zu sein. Auch in diesem Falle öffneten wir einen zerdrückten oder leckgeschlagenen Bunker; einen Unterschlupf, viel zu zärtlich konstruiert, mit dünnen Wänden aus Aluminium. Insbesondere das beliebte Bunker-Modell der Vorkriegsjahre, der »Gormont 90-12«, war fast nie den enormen Drücken und Temperaturen einer Nuklearexplosion gewachsen, wenn er, entsprechend seines günstigen Preises für den Vorstadt-Bürger, kaum einen Meter Erdboden über sich hatte. In fast allen Fällen fanden wir in den zerschmetterten »Konservendosen« die Leichen der Schutzsuchenden zerdrückt oder gekocht.

Und eben aus diesem Grund sey der zuletzt von

uns durchbrochene Bunker hervorgehoben: Seine Unversehrtheit resultierte nicht allein aus der weisen Wahl seines Standortes, sondern auch aus der Geometrie des Grundrisses und der verwendeten Materialien: Außenwände aus Stahlbeton, sorgfältig abgewogen mit einer Füllung aus Ziegeln, Erde und großen Steinen; umgeben von einer zweiten Ummauerung, die die Energie der Druckwelle absorbieren kann, sodaß der innere Kern unbetroffen bleibt. Auch folgte der Erbauer der wichtigsten Regel beim Bau eines lebensschützenden Konstrukts: Alles doppelt und unabhängig voneinander zu installieren: Lüftung, Wasserversorgung, Lebensmittellager, sogar Dosimeter. Es schien, als habe man an alles gedacht ...



Grundriß des Bunkers.

Tag 4, 23. Juni

07:32 Uhr, 16°C, 62 rad Ich versuche mich von allem durch die von mir vorgesehenen Routinen abzulenken: Heute morgen machte ich Dehnungsübungen und fuhr eine viertel Stunde auf dem Fitnessfahrrad. Dann ging ich über zu den geistigen Übungen. Ursprünglich plante ich verschiedene Spiele mit meiner Familie: Schach mit der Tochter, Legen von Memory-Kacheln, Orte- und Datum-Raten über den Bildern einer historischen Chronik. Nun muß ich diese Dinge alleine tun; und heute brachte ich keine der Aufgaben zu Ende.

Noch etwas anderes: Irgendetwas scheint mit den Dosimetern noch immer nicht zu stimmen (ob sie falsch kalibriert waren?). Obwohl die Werte kontinuierlich abnehmen, ist die Belastung immer noch zehnmal so hoch, wie sie eigentlich sein dürfte. Vielleicht kann ich den Bunker erst in einer Woche verlassen, um nach Lorenesse zu suchen.

18:01 Uhr, 14°C, 53 rad Es ist furchtbar still in den Gängen. Um dieser erwarteten Einsamkeit in der tristen Isolation des Bunkergewölbes entgegenzuwirken, hing ich Poster von satten Weiden und Bauernhoftieren an die Wände, stellte künstliche Pflanzen in die schattigsten Ecken und vor unheimlich wirkende Rohre und Schalttafeln. Und wie ich es in Ratgebern für Luftschutzbunker gelesen hatte, hängte ich alle Meßgeräte gut sichtbar in den Aufenthalts- und Schlafräumen auf. Allerdings führt die immer noch tödliche Strahlendosis an der Oberfläche zu keiner Ermunterung. Meinen Studien nach sollte man den Bunker nicht verlassen, bis die Dosisleistung auf unter 0,2 rad/h gefallen ist. Das

kann noch einige Zeit dauern ...

Tag 5, 24. Juni

05:38 Uhr, 12°C, 37 rad Habe mich gestern abend wieder in den Schlaf geweint und bin nach nur einer Stunde wieder aufgewacht – tausend Gedanken beschäftigen meinen Geist, insbesondere die Frage nach dem Schicksal meiner Familie. Wenn ich mir ihrer Wege nur so sicher wäre wie der Dichtigkeit der Schleusentür! Daß sie nicht bei mir sind, ist falsch. So sollte es nicht sein! Aber was kann ich tun? Ich bin ein Gefangener meines eigenen Reichs, und ein Ausgesperrter von der Oberwelt ebenso! Wie sieht es überhaupt an der Oberfläche aus? Hat der Krieg längst geendet, und während die anderen Menschen ihre Bunker verlassen, hält mich die örtliche Strahlung weiterhin hier fest? Vielleicht haben es Lorenese und Jasna auch in so einen Bunker geschafft, ihn nunmehr verlassen und sich auf dem Weg zu mir gemacht? Und sie können wegen der hohen Strahlung nicht zu mir vordringen? – Ich erstickte in Spekulationen ...

Was ich von der Oberwelt weiß, das zeigen mir Thermometer, Dosimeter und Radio, auch wenn letzteres nach wie vor keinen klaren Ton geschweige denn ein gesprochenes Wort von sich gibt. Ich muß geduldig sein und abwarten, bis ich meine Winterschlaf-Kammer verlassen kann. Bis dahin bin ich blind und taub. Sollte ich dafür meine Lieben wiedersehen, will ich die Ungewißheit gern ertragen.

Ich habe heute morgen mein Frühstück der Abwechslung wegen variiert zu Zwieback mit Honig, dazu Trockenpflaumen und Erdbeersaft. All das dient nicht meiner Aufheite-

rung, sondern der Ablenkung von einem einzigen, in mir lauernden Gedanken . . . , einer Ahnung.

Tag 6, 25. Juni

13:17 Uhr, 17°C, 22 rad Ich habe mich plötzlich an etwas ganz Erstaunliches erinnert; an einen Traum, der mich letzte Nacht quälte, und den ich, bis zum jetzigen Augenblick, offenbar verdrängt hatte. Eine bestimmte Szene blieb mir besonders in Erinnerung, darin erwachte ich inmitten eines reißenden Flusses, an Treibgut festgeklammert und wahrhaftig auf den Abgrund eines Wasserfalls zugehend! Aber ich erkannte die Gefahr sofort, stieß mich vom Treibholz ab und erreichte wenige Meter vor der Kante des Wasserfalls das rettende Ufer. So weit, so gut. Eingehüllt in den auftreibenden Wasserdampf des im freien Fall verteilten Wassers versuchte ich mich zu orientieren und glotzte durch den Nebel. An meinen Füßen sah ich schließlich, daß der Boden direkt an der Steilstufe abbrach und in die gewissenlose Tiefe, das Nichts des Nebels, fiel und mich mitzureißen drohte. Erschrocken trat ich zurück, doch der abbrechende Boden setzte mir nach: Trat ich einen Meter nach hinten, löste sich vor mir ein guter Meter Boden und verschwand im alles umgebenden Nebelschleier. Von Angst angetrieben rannte ich so schnell es meine Beine und die dem Ufer nahe Vegetation zuließen. Und wie befürchtet folgte mir die Kante abstürzenden Bodens! Schließlich bemerkte ich, daß dieses Phänomen nicht allein aus Richtung des Wasserfalls auf mich zuzukommen schien, sondern aus allen Richtungen! Mir meines unausweichlichen Schicksals und

fehlender Fluchtmöglichkeiten bewußt, ließ ich das Unvermeidbare geschehen. Endlich blieben mir nur noch ein Quadratmeter unter den Füßen, dann fiel auch ich aus dem Stand ... in eine endlose Tiefe. Kurz darauf landete ich, so wie ich in ein stehendes Wasser hereinfiel, und als ich wieder aufgetaucht, da schaute ich aus den Wogen eines weiten Meeres. Und wie ich mich drehte und ganz verwundert war, da erspähte ich, nicht weit von mir, eine Insel, auf der Palmen standen. In diesem Moment des maßlosen Staunens erwachte ich tatsächlich, und war geweckt worden durch ein klingendes Signal, direkt an der Wand neben meinem Bett. Dort nämlich signalisierte mir eine Anzeige, wenn ein Objekt, schwerer als 50 kg, einen Sensor unmittelbar vor der Schleusentür auslöste. Nach einigen Sekunden war ich mir der vollen Bedeutung bewußt und stürzte ganz ungehalten zum Schleusenbereich: Hatte meine Familie endlich zu mir gefunden? Oder war es ein Fremder? Auch der wäre mir willkommen, nach so langer Zeit der Ungewißheit!

Ich hatte die Hände schon am Schleusenrad, da schielte ich zur Dosimeter-Anzeige, und ich ward vorsichtig und nüchtern: immer noch 26 rad/h! Viel zu hoch, um draußen herumzuwandeln! Selbst mit einem Strahlenschutzanzug! Und wem auch immer ich öffnete, er wäre nicht nur sterbenskrank, seine Lebendigkeit wäre ein Wunder! Er würde mir die Schleuse kontaminieren, und damit mein eigenes Leben gefährden.

Also ließ ich von der Tür ab und aktivierte stattdessen die Gegensprechanlage. Wer da sey, fragte ich bestimmten Tons. Aber niemand antwortete. Leider ließ die damalige Konzeption des Bunkers keine elektronische Video-Überwachung zu. Heute bedauere ich, darauf verzichtet haben zu müssen.

16:16 Uhr, 16°C, 19 rad Seit Stunden laufe ich aufgeregt durch die Gänge wie ein Ritter durch seine Burg, kurz bevor sie gestürmt wird. Ich saß im Aufenthaltsraum im großen Sessel, starrte auf die gegenüberliegende Uhr und streichelte Pieter, den großen Plüschhund meiner Tochter, der neben dem Mobiliar aufgestellt war. Ironischerweise lindert dieses Spielzeug meine Einsamkeit, obwohl meine Familie fehlt.

Nachdem ich heute mittag neben der Gegensprechanlage fast eine Stunde lang ausgeharrt hatte, bin ich beinahe überzeugt, daß dort niemand war und der Sensor eine Fehlfunktion hat. Ich haderte freilich mit dem Gedanken, mir selbst ein Bild zu machen, indem ich ganz einfach die schwere Schleusentür öffne. Aber das Risiko war mir zu groß. Wenn ich an Verstrahlung erkrankte, nütze ich keinem! Es ist nur so, daß ich mich zunehmend hilflos fühle, allein weil ich nicht sehe, was draußen vor sich geht.

Ich ließ neben mir das Radio laufen und lauschte jedem Frequenzbereich systematisch eine Minute lang, bis die Batterie alle war. Jedoch, ich empfing nur Rauschen. Ob das Radio defekt ist? Aber das zweite Radio läßt auch nichts anderes verlauten. Folgte ich diesen Signalen und den Werten der Strahlungsmesser, dann ist da draußen kein menschliches Wesen mehr am Leben. Kann das wirklich geschehen sein?

19:07 Uhr, 11°C, 15 rad Ich gestattete mir eine ausführliche Mahlzeit mit gekochtem Reis, eingelegten Fisch und Pudding. Es machte mich nicht glücklicher. Es scheint, als unterdrücke die Ungewißheit jeden Frohsinn in mir: Was auch immer ich anfasse – ob ich nun ein interessantes Buch

aus meiner kleinen Bibliothek zur Hand nehme oder meine Lieblingsmusik am Plattenspieler auflege – nichts kann mich länger als ein paar Minuten bei Laune halten. Anschließend ver falle ich in depressive Gedanken. Und dabei bin ich mir sicher, daß dem nicht so wäre, wenn meine Frau und Tochter bei mir wären. Mit den beiden könnte ich es hier monatelang aushalten!

Immerhin bin ich durch die gefüllten Lebensmittellager nicht gezwungen zu spüren, daß ich auf Reserve leben muß. Gut, daß ich Essen und Ausrüstung kaufte, solange das alles in den Läden noch vorrätig war! Mit diesen Mengen (und da ich der einzige Bewohner im Bunker bin), könnte ich gut einige Monate überleben! Und kehre ich den Gedanken um: So bin ich über das Gelagerte dankbar, denn ursprünglich ging ich von einem Aufenthalt von nur wenigen Tagen aus, ehe die zurückgegangene Strahlung das Verlassen des Bunkers erlaubt hätte. Jetzt zeigt sich, daß jeder ebenso kalkulierende Bunkerbesitzer verloren ist, der nicht zufällig übertrieben viele Lebensmittel eingespeichert hat!

Tag 7, 26. Juni

06:14 Uhr, 8°C, 9 rad Gerade erwachte ich aus einem Alptraum, der mich in Gedanken all das wiederholen ließ, das ich erlebte, als die Bombe vom Himmel fiel und in einem Blitz alles Gewohnte endete: Wie ich morgens noch im Büro sitze und an meinem Computer arbeite. Und plötzlich geht »Pierre«, einer meiner Chat-Kontakte, offline.

Mein Blick wird mißtrauisch, denn Pierre kann nicht offline gehen – er existiert gar nicht! Ich habe ihn erfunden!

Und wenn er offline ginge, dann nur, weil in der Pariser Nationalbibliothek der Strom ausgefallen ist. Kann schon passieren, aber nur 30 Sekunden nach ihm verschwinden auch Harold und Charles aus der Kontaktliste. Also ist auch in den Bibliotheken von Seattle und London der Strom ausgefallen?

Als ich noch Student gewesen bin (und schon von meiner Paranoia, einen zukünftigen Atomkrieg zu erwarten, getrieben wurde), unternahm ich eine kostspielige Reise in die großen und wichtigen Städte aller Länder, die als Nuklearmächte galten. Dort besuchte ich die jeweils größte Bibliothek und machte einen möglichst abgelegenen PC ausfindig. So einen, auf dem ein Katalog installiert ist, mit dem die Leser das gesuchte Buch recherchieren können; so einen, der immer in Betrieb ist; so einen PC, der nie vom Internet abgekoppelt wird und auf den niemand achtet. Auf genau so einem PC installierte ich einen speziellen, im Hintergrund laufenden und für alle Nutzer unsichtbaren Chatbot. Und diese Chatbots verband ich mit meinem privaten Profil, sodaß sie mir als »Freunde« in der Kontaktliste erschienen. Für alle anderen waren diese Kontakte nicht existent; für mich allerdings waren sie eine Art »Frühwarn«-System. Denn ich konnte von zu Hause feststellen, wenn an ihren Standorten der Strom ausfiel. Dieses Vorhaben und der etablierte Aufwand mußten von höchster Paranoia gezeugt haben, aber letztendlich hatte ich recht:

Innerhalb von 20 Minuten lösten sich auch Stanislav und Lo Feng, dann Gandra und Miliki in Luft auf. Ich glaubte immer, auf so etwas vorbereitet zu sein. Aber in Wahrheit gab ich mich ziemlich verblüfft und mußte mir erst wieder in Erinnerung rufen, daß alle diese Kontakte frei erfunden

waren. Sofern also nicht jemand mein Bot-Netzwerk gehackt und aufgelöst hatte, dann versagte beinahe zur selben Zeit in all diesen Weltstädten die Stromversorgung, wenigstens in deren Bibliotheken!

Nun war mein Geist von all den Szenarien beflügelt, die ich mir im Laufe der Jahre eronnen hatte: Was mochte es bedeuten, daß sich meine »Frühwarner« verabschiedeten? Was war der nächste Schritt?

Da ich gerade am PC sitze, öffne ich eine Nachrichten-Website: Von den vier als Lesezeichen gespeicherten Webseiten läßt sich eine nicht erreichen. Die anderen zeigen im Liveticker die üblichen, seit Tagen präsenten Meldungen über eine nicht einzudämmende Krankheit in Süd- und Ostasien, dann noch etwas Politik und Sport. Aber ich bleibe mißtrauisch.

Als schließlich auch noch Mikael und Manuhar, die letzten meiner fiktiven Kontakte verschwinden, schaltet mein Gehirn endlich richtig: Ich greife nach meinem Mobiltelefon und wähle die Nummer von meiner Frau. Um diese Zeit arbeitet sie in der Kinderbetreuungseinrichtung, ganz in der Nähe der Schule unserer Tochter. Es klingelt, aber sie nimmt nicht ab. Während ich es klingeln lasse, aktualisiere ich die Nachrichten-Website, aber sie ist nicht länger erreichbar. Ich wähle die nächste aus der Lesezeichen-Liste . . . , auch hier ist der Server nicht länger erreichbar. Ich wähle ein paar andere Seiten, aber keine von ihnen zeigt ihren Inhalt!

Erschrockenen Blickes erhebe ich mich vom Bürostuhl, schaue mich um. Die Kollegen in Sichtweite sind auf ihre PC-Monitore fixiert und echauffieren sich darüber, daß »das Internet heute mal wieder nicht funktioniert«. Aber ich las-

se mich nicht täuschen, bleibe uneinsichtig und starrköpfig, so wie ich in der Abteilung auch bekannt bin. Nur vom wirklichen Ausmaß meiner Paranoia wissen sie nichts.

Mir fällt ein, daß ich mit meiner Frau abgesprochen habe, uns bei Übersendung eines bestimmten Code-Wortes sofort am Bunker einzufinden. Also will ich ihr eine SMS mit dem Wort »Sunter« schicken (das ist der kleine Bach, der dem Bunker als nächstes fließt), aber es gelingt mir nicht mehr – das Telekommunikationsnetz ist tot. Zur Sicherheit nehme ich den Hörer meines Büro-Telefons ab und lausche. Es ist ebenfalls stumm.

Eingeengt fühle ich mich und ängstlich, wie schnell alles gekommen ist. Heute morgen noch bereitete ich mich auf einen ganz normalen Büro-Tag vor, am Nachmittag die gewohnte Kaffee-Pause, dann der Heimweg. Nun stehe ich entblößt im Zimmer; weiß als einziger was los ist und kann mich nur schwerlich erinnern, was zu tun sey.

Mein Blick schweift in die Ferne, denn von hier aus, dem 6. Stockwerk, hat man einen ganz guten Überblick zur nächstgrößeren Stadt; das ist Winnow, und sie liegt gleich hinter dem Hügel im Süden. Ich sehe, daß in den mir sichtbaren Stadtteilen die Lichter verlöschen: Ampeln schalten sich einfach ab, sind nunmehr farblos; Leuchtreklame geht einfach aus, auch die Beleuchtung der Geschäfte. Nur ein paar Sekunden darauf verlischt auch mein PC-Bildschirm und der PC-Lüfter, der mich tagsüber so nervt, hat sich ein letztes Mal gedreht.

Endlich greife ich mir meine Jacke, stopfe eine Flasche Wasser in die Tasche und begeben mich zur Treppe. Ich vermeide mich umzusehen oder meine Kollegen aufzuklären. Wie könnte ich auch meinen immensen Vorbereitungen ge-

recht werden, wenn ich mich jetzt, da es darauf ankommt, nicht auf das Wesentliche konzentriere?

Zügig verlasse ich das Gebäude und stemple sogar meine Zeitkarte, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Wem ich auch begegne, sie alle starren fragenden Blickes auf ihre Mobiltelefone und verstehen nicht, was vor sich geht. Sie sind Sklaven, die die Abhängigkeit gerne angenommen haben und nun daran vergehen.

Am Parkplatz abgekommen, werfe ich die Tasche auf die Rückbank und starte sofort. Wenn Lorenese nicht an ihr Telefon geht, dann mußte ich sie und Jasna eben selbst abholen! Im Radio rauscht es auf allen programmierten Frequenzen und es läßt sich kaum ein Wort verstehen; ich erinnere mich an Fragmente wie »Häuser« und »ungeklärter Energieabfall«, aber nichts, das mich weiter aufklärte, als es die eigenen Beobachtungen schon getan haben. Trotz der schlechten Übertragung bemerke ich die Nervosität in der Stimme des Sprechers: weniger sachlich und forsch, sondern nun eifrig und unsicher, mit vielen Satzunterbrechungen und Ähms, als gebe er eine synchrone Übersetzung wieder.

Ich folge der von mir gewählten Fluchtroute, einer von vielen, die ich von verschiedenen wichtigen Standorten aus ersonnen habe: vom Haus meiner Eltern, von der Arbeit, von der Schule oder dem Einkaufszentrum. Alle diese Wege sehen vor, die Hauptstraßen weitgehend zu meiden und möglichst einem direkten Weg zu folgen, an dem keine Ampelkreuzungen liegen. Seitdem ich einmal auf dem Heimweg unweigerlich in einen Stau geraten war, über eine Stunde feststeckte und mir vorstellte was geschehe, wenn genau in diesem Moment das Aufsuchen des Bunkers notwendig sein sollte, habe ich im Kofferraum ein kleines Klappfahrrad

verstaut. Dem könnte ich mich dann bedienen, um an den im Stau stehenden PKWs vorbeizufahren.

Das war im Moment nicht nötig und ich folge weiter der Fluchtroute zur Schule und Arbeitsstätte meiner Frau, während ich verzweifelt am Radio herumdrehe, um weitere Informationen zu erhalten. Als die Wörter »Verhandlungen« und »Abwurf« fallen, erschrecke ich und steige auf die Bremsen. Ich fahre an den Straßenrand, lasse den Motor laufen und atme schwer, während ich mit offenem Mund auf das Tachometer glotze. Wäre dies das Letzte, das ich sehe?

Die Lippen sind trocken, aber ich lecke sie nicht. In meinem Auge brennt etwas, aber ich wische es nicht fort. Ein Passant steht neben meinem Auto und ruft mich, aber ich höre ihn nicht. Die Welt um mich herum schaltet sich ab. Alles, sogar Frau und Kind, werden zu vergänglichen Dingen, ungreifbaren Wörtern und wertlosen Gegenständen, deren Rettung schon jetzt hoffnungslos ist.

Ich schäme mich nicht für diese Gedanken, denn niemand kann wissen, wie sich ein Mensch verhält, der dieser Gefahr ausgesetzt wird. Nicht einmal ich, der sich sein Leben lang darauf vorbereitet zu wissen glaubte. Würde es jetzt jeden Moment einen Knall geben?

Aber nichts passiert. Nach einer Minute habe ich diese Angstattacke überstanden, meine Sinne kehren zurück und wollen wieder die Lenkung meiner Geschicke aufnehmen. Ich lasse sie gerne gewähren.

Als würde Wasser in einen trockenen Schwamm zurückfließen, setzt auch mein Gehirn die Arbeit fort und will zuende bringen, was immer ich begonnen zu haben glaube. Im schlimmsten Fall wäre es unentschuldigtes Fehlen am

Arbeitsplatz.

Der verschwommene Blick wird wieder klar, meine Finger erhalten Kraft und greifen das Lenkrad. Dann trete ich das Gaspedal durch und rase mit quietschenden Reifen davon, immer die Hauptstraße entlang, wie ich sie mir eingeprägt habe, dann an der Feuerwehr vorbei, dem Angelladen an der Ecke, links das Kino, daneben der Schnellimbiß. Keiner der Passanten benimmt sich auffällig, alle waren dort, wo ich sie vermuten würde. Offenbar war ich der einzige, der wie ein Verrückter durch die Straßen raste und nur an seine Familie zu denken fähig war.

Als ich den Anstieg am Marterberg herauffahre, kommt es mir vor, als wäre ich gleich beim Bunker. Unbewußt war ich die kürzeste Strecke zum vorbereiteten, geheimen Schutzraum gefahren, obwohl ich doch Frau und Kind abholen wollte! Und wieder schämte ich mich, so unbesonnen gehandelt zu haben: Wozu all die Pläne, die Übungen und Absprachen, wenn ich im Notfall ohnehin nur instinktiv handelte? Vermutlich gab es nur eine Sache, die sich in meinem Geist bewahrt hatte, und das war die Kenntnis dieses sichersten Ortes, auf den ich nun zustrebte, gleichgültig, wen ich dafür zurücklassen müsse.

Erst im nachhinein erkenne ich, daß ich trotz aller Überstürzung richtig gehandelt habe. Denn der rettende Bunker lag mehr oder weniger zwischen meiner Arbeitsstelle und der Schule. Trete also ein Notfall ein, so müßte ihn auch meine Frau bemerken, selbst wenn ich sie nicht mehr benachrichtigen kann. Sie würde sich unsere Tochter greifen und von ihrer Position aus den Weg zum Bunker nehmen! Oder nicht?

So hatte es für sich durchaus Sinn, daß ich sie nicht ab-

holte, sondern mich direkt zum Bunker begab. Lorenesse und Jasna würde von der gegenüberliegenden Seite auf ihn zugehen. Lorenesse war eine kluge und einsichtige Frau und auch, wenn sie meine Ideen und Vorhaben oftmals als wahnwitzig und übertrieben abtat, so wußte sie in ihrer mütterlichen Sorge um unser Kind doch zu schätzen, was ich aufzubauen willens war: Einmal sagte sie zu mir: »Tameran, wir müssen das Haus abbezahlen, in dem wir wohnen, und doch hast du das ganze Erbe deines Vaters in diesen Bunker und in Lebensmittel und in Luftfilter und Generatoren verpraßt!« – Damals schalt sie mich zorniger Gesinnung aus, weil ich wieder einmal einen Teil der bevorrateten Konserven ersetzt hatte. Das kostete gelegentlich eine Menge und dafür verzichteten wir auf Reisen. Im Inneren war sie aber froh, daß ich mich um jenen Schutz bemühte, den die meisten anderen Menschen für nicht erforderlich hielten: Sich die Situation, d. h. die ohnehin angespannte Lage der Weltpolitik schönzureden und ihre drohenden Konsequenzen zu ignorieren, das konnte auch Lorenesse nicht gutheißen.

12:03 Uhr, 14°C, 6 rad Die detaillierte Beschreibung meines Weges zum Bunker bringt mich auf den Gedanken, daß es vermutlich klug wäre, alles weitere, insbesondere die Ereignisse in dem Moment der ersten Nuklearexplosion, ungeschönt und ausführlich festzuhalten. Obwohl ich mir in diesem Augenblick nicht sicher bin, ob es eine Nachwelt geben wird, die sich damit befassen kann.

Wie ich also gerade den Marterberg herauffahre und hoffe, daß der Motor vor Belastung nicht ein letztes Mal laut aufhält, halte ich unverhofft an und richte meinen Kopf

auf den Blitz am Horizont: Einen gleißend hellen Feuerball, in der Luft schwebend und den Himmel um sich herum gelb und rot tönend, aufgellend und ausleuchtend wie eine beschädigte Glühbirne; so hell, daß mir der Atem stockt und ich wie von selbst die Hände vor das Gesicht presse und hinter das Armaturenbrett abtauche.

In diesem Wirren und Sekunden der Desorientierung suche ich den Ausweg und öffne die Tür, bemerke aber nicht, daß der Wagen inzwischen rückwärts den Berg hinunterrollt, weil ich den Fuß von der Bremse genommen habe. Während ich mich durch die Tür bewege, werde ich also herausgeschleudert und schlage einige Umdrehungen direkt auf dem Straßenbelag. Als hätte man mich nackt in eine Feuergrube geworfen, fühle ich mich ungeschützt wie nie zuvor in meinem Leben: kein Auto in der Nähe, kein Haus, keine Deckung. Die von mir ersonnenen Unterschlüpfte, die ich mir in regelmäßigen Abständen um unseren Wohnort eingepägt hatte – der Graben am Feldrain, die kleine Brücke am Überlauf –, all das würde ich nicht erreichen können, jedenfalls nicht in der knappen Zeit die mir bleibt, um der Hitzestrahlung und Druckwelle zu entgehen.

Mit rasendem Puls und Gedanken, das Unfaßbare erleben zu werden, schaue ich mich um und versuche bei klarem Verstand zu bleiben. Vermutlich gaben mir meine jahrelangen Vorbereitungen in diesem Moment einen Vorteil. Denn während alle anderen tot oder ziellos sind, habe ich nur für diesen Moment gelebt. Die Sekunden verstreichen in meinem Kopf und leise zähle ich sie mit: ... sieben, acht, neun ...

Meine Aufmerksamkeit fällt auf den Recyclinghof, der gleich am Fuß des Hügels liegt: Ich schalte in den Über-

lebensmodus, renne los, renne so schnell wie nie zuvor in meinem Leben, und sollte ich mir anschließend auch die Lunge auskotzen. Von Angst getrieben erreiche ich den Zaun, beginne zu klettern: ... vierzehn, fünfzehn, sechzehn

...

Auf der anderen Seite renne ich weiter, so eifrig, daß meine Füße kaum den Boden streifen; die Arme balancieren das Notwendige aus. Das Schicksal läßt mich eine Mauer fixieren, die aus Betonsteinen gut vier Meter hoch gebaut wurde. Die Steine sind einen halben Meter breit, kalkweiß und sehen überzeugend stabil aus. Als ich näher komme, erkenne ich, daß die Mauer ein Rechteck nachzeichnet, dessen eine Seite offensteht, während die Seitenwände zur gegenüberliegenden Wand in der Höhe zunehmen. Es ist ein Haldenposten, in den die schweren Bagger hineinfahren, um mit ihrer Schaufel den abgeladenen Elektroschrott und Sperrmüll aufzunehmen.

Nun fliege ich beinahe und meine Lunge scheint am Ende zu sein. Ob es an der Anstrengung liegt, daß mir Rücken und Hinterkopf plötzlich so warm werden? ... neunzehn, zwanzig ...

Mit einem Hechtsprung überwinde ich die Mauerbegrenzung an ihrer flachsten Stelle, rolle mich sofort an die Wand und verkrieche mich in die hinterste Ecke. Die Daumen stecke ich die Ohren, krümme mich wie ein Igel und drücke mein Gesicht in den Schoß, während ich meiner hechelnden Lunge kaum Platz lasse. Dann wird es mir sehr warm und meine verschlossenen Augen registrieren die ansteigende Helligkeit. Ein Knall folgt, lauter und tönender, als ich je beschreiben könnte. Ich schreie, höre mich aber nicht. Nach einigen Sekunden vibriert die Erde und kleine Kiesel

springen in geregelter Frequenz vom Boden auf. Mir wird schwindelig und ich bemühe mich, die Verkrümmung meines Körpers beizubehalten. Noch immer bin ich wie taub und wage mich nicht aufzurichten. Noch einige Minuten lang verbringe ich derartig angespannt und halte die Augen fest verschlossen. Dann erst, als ich bemerke, daß sich nichts mehr um mich herum bewegt, nehme ich die Finger aus den Ohren. Weiterhin bin ich taub. Allerdings schein ich keinen sonstigen körperlichen Schaden davongetragen zu haben. Wenn mir *das* auf offener Straße widerfahren wäre!

Die Augen endlich offen, drehe ich mich um und erkenne nicht mehr viel Vertrautes jenseits der Ummauerung. Alles liegt in einem Nebel aus Staub und Dreck; ich huste ihn aus und putze ihn von meinen Gliedern. Vorsichtig wage ich mich zur Öffnung und mein Blick fällt auf das brennende Gebäude, das dereinst zum Recyclinghof gehörte; daneben die Trümmer auf den Grundmauern eines Nachbargebäudes.

Ich weiß nun genau, was ich zu tun habe, nämlich so schnell wie möglich in den Bunker zu verschwinden. Auf dem Weg zurück zur Straße hindert mich diesmal kein Zaun. Ich renne den Berg hinauf und weiß, daß ich noch ein Feld überqueren muß, um dort, hinter dem hineinragenden Waldkamm, eine freie Fläche aufzufinden. Darauf ist eine Gruppe von Felsen aufgerichtet, von der Straße aus nicht einsehbar, zwischen denen sich der Eingang der Schleuse zum Bunker befindet. Dort ist mein Ziel.

So schnell es mir meine Glieder zulassen, bewege ich mich vorwärts und versuche an gar nichts anderes als den Bunker zu denken: Für alles weitere, den Zustand der Stadt,

Grund und Herkunft des Blitzes, mein Auto usw., wäre noch ausreichend Zeit, wenn sich ... der Staub gelegt habe.

Also folge ich diesmal meinem Stursinn, laufe in einer geraden Linie und ohne Zurückzublicken und ohne Nachzufragen. So weit, bis ich endlich die Schleuse hinter mir schließen kann und die Kleider abwerfe.

Was kann ich aber darüber aussagen, was wirklich geschehen ist? Eigentlich nicht viel: Weder weiß ich, wer die Bombe abgeworfen hat, noch warum sie gerade die Nachbarstadt getroffen hat. Winnow ist keine sehr große Stadt. Wenn man sie mit einer Bombe bedacht hat, dann deshalb, weil man zu viele davon hatte, oder weil sie ein taktisches Ziel enthielt, das ich nicht kenne. Wie auch immer: Die Bombe traf Winnow, ziemlich genau 14 Uhr. Der Feuerball explodierte über der Stadt, in einigen hundert Metern Höhe. Aber die Stärke der Nuklearwaffe läßt sich nur schwer abschätzen. Nun endlich weiß ich aber, was in Hiroshima passiert ist! – Aber was weiß ich noch? Welche Nuklearmacht beschießt uns denn mit einer Bombe? Und deutet die Reihenfolge der ausgefallenen Chatbots darauf hin, in welcher Reihenfolge sich die Nuklearmächte gegenseitig beschossen haben? Alles, was ich fortan sagen kann, ist reine Spekulation. Ich weiß es schlichtweg nicht. Das ist wohl der Fluch der Überlebenden, daß sie niemals die Wahrheit kennenlernen werden. Nur die Historiker, die sich Jahrzehntlang durch den Staub der Hauptstädte wühlen, werden sie, ihr Gesamtbild rekonstruiert, wissen.

20:45 Uhr, 6°C, 3 rad Mir scheint der Vergleich mit der Kuba-Krise in den 60er Jahren bemerkenswert: Hat sich der

Konflikt damals nicht über mehrere Tage ausgedehnt und Anspannung aufgestaut? Gab es nicht immer noch Raum für diplomatische Diskussion? Ich meine das damals übliche »Säbelrasseln«, also Drohen und Zurückbellern? Aber an diesem Tag vor einer Woche, deutete nichts auf gegenseitiges Drohen hin, ehe man sich, hoffentlich schweren Herzens, entschied, die Nuklearwaffen an den Bombern auszurüsten. Waren hier einfach nur die falschen Leute am »Drücker«?

Tag 8, 27. Juni

06:03 Uhr, 5°C, 2 rad Ich sitze jetzt schon seit einer Woche im Bunker und weiß nicht, was draußen ist, oder warum ich hier drinnen sein muß. Die Dosimeter zeigen immer noch 2 rad/h, also muß ich weiterhin warten. Wieso nur hat es anfangs so lange gedauert, bis die Strahlung abnahm und nun, da sie gegen Null geht, verklingen die Meßwerte immer langsamer? Wenn die Strahlung gestern innerhalb von sechs Stunden um 3 rad abgenommen hat und dann innerhalb von acht Stunden um weitere 3 rad, sollte sie dann nicht seit gestern abend vollkommen verschwunden sein? Stattdessen sind es immer noch 2 rad/h! Ich muß aufpassen, daß ich nicht durchdrehe!

14:15 Uhr, 14°C, 2 rad Mit verärgertem Gemüt habe ich den ganzen Vormittag damit zugebracht, die Wasserpumpe zu reparieren. Sie macht mir schon seit Tagen Probleme und ich vermutete anfangs verstopfte Rohre. Aber das Problem ist gravierender.

Im Grunde freue ich mich über diese Ablenkung, denn es ist sehr einsam hier unten. Ich glaubte immer, ohne Schwierigkeiten auch einige Zeit isoliert verbringen zu können, aber dem ist nicht so: Wenn man tagein tagaus nur seine eigenen Gedanken im Kopf hört, dann wird man nachdenklich. Man versucht dem entgegenzuwirken, indem man im Selbstgespräch alle Verrichtungen kommentiert, aber das macht die Angelegenheit eigentlich nur noch gruseliger. Denn beim lauten Aussprechen erwartet man, durch den gewohnten Umgang mit Menschen, auch eine Antwort mit anderer Stimmlage . . . , die freilich ausbleibt. Glücklicherweise bin ich noch nicht soweit, in psychotische Angst zu verfallen (die mich vielleicht überstürzt die Schleusentür öffnen läßt!); nein, in mir regiert noch immer die kalte, klare Vernunft.

Wie gesagt, bestehen meine Tagesroutinen aus dem Ablesen der Meßgeräte, der Wartung der Anlagen, dem Sichern und in Ordnunghalten der Lagerräume, auch wenn ich jetzt noch zusätzlich die Aufgaben übernehmen muß, die eigentlich Jasna und Lorenesse zugeordnet waren: Jasna sollte nämlich eigentlich stündlich die Meßwerte für Temperatur, Strahlungswerte und CO₂-Gehalt in der Luft ablesen und sie übersichtlich in Diagramme zeichnen. Außerdem sollte sie, nach meiner Einweisung, im Lager überwachen, welche Lebensmittel am schnellsten verbraucht werden und welche Alternativen für sie bereitstehen. Da sich stattdessen nun die Lebensmittel nicht so schnell aufbrauchen, widme ich dieser Aufgabe zunächst untergeordnete Aufmerksamkeit.

Lorenesse hatte sich während unserer planenden Gespräche dazu bereit erklärt, die Krankenstation zu »überneh-

men«, d. h. sich um alles zu bemühen, das Wundversorgung und Hygiene betrifft. Sie beabsichtigte, Kleidung und Bettzeug reinlich zu halten (so wie sie es in unserem Haushalt zuvor auch schon tat), und im speziell dafür eingerichteten Labor-Bereich regelmäßig Wasserproben auf eventuelle Kontamination hin zu überprüfen.

Und mir selbst blieben natürlich die »groben« Arbeiten vorbehalten: Kontrolle der Dichtungen an Türen und Wänden, Wartung der Generatoren, Luftversorgung und Wasserpumpe. Im Prinzip ergänzten wir drei uns sehr gut und hätten auf diesem Weg einen Bunker sehr lange in Betrieb halten können. Nun war ich ganz allein und bemühe mich um das meiste selbst (denn vieles muß ich aus Zeitgründen unbeachtet lassen). So kam es wohl auch, daß ich den zu niedrigen Durchflußwert der Wasserpumpe erst relativ spät bemerkte.

Mit einem Satz Werkzeuge betrat ich den Raum mit der Pumpenanlage und öffnete alle Abdeckungen. Artig surrte sie vor sich hin, und an der Elektrizitätsversorgung durch den kleinen Generator fand sich kein Fehler. Trotzdem war die Förderrate um gut ein Drittel zurückgegangen. Ob die Rohre verstopft waren? Aber um das zu prüfen, hätte ich das gesamte Rohrgeflecht demontieren müssen, das teilweise eingemauert war! Zunächst wollte ich doch besser kontrollieren, ob das Problem nicht am Brunnen selbst zu finden sey.

So ging ich zwei Räume weiter und betrat eine winzige Nische, kaum größer als zwei Quadratmeter, in der sich der Brunnen befand. Unter unsäglichen Mühen hatte ich damals ausgehoben, um zum etwa 6 m tiefer liegenden Grundwasserspiegel vorzudringen und eine stabile Verrohrung

einzusetzen. Wie ich die Pumpe betrachtete kamen Erinnerungen an den Tag des Kaufs und ich ärgerte mich, daß ich gerade bei diesem Teil die günstigere Variante gewählt hatte. Hätte ich gewußt, daß davon mein Leben abhängt, hätte ich freilich mein letztes Geld dafür ausgegeben! Wie ich die Überprüfung der Anlage abschloß, erkannte ich jedoch, daß auch hier kein Fehler zu finden war: Meiner Einschätzung nach arbeitete die Pumpe fehlerfrei und auch über die Dichtungen tritt kein Wasserverlust auf. Ob sich der Grundwasserspiegel abgesenkt hat?

17:02 Uhr, 10°C, 1,5 rad Es war gar nicht so einfach, eine lange Schnur und ein Senkblei im Lager ausfindig zu machen; beides hatte ich in einer der hintersten Kisten verstaut, weil ich nicht erwartete, sie je einsetzen zu müssen. Nun schraubte ich die Pumpe vom Brunnenrohr und ließ das Senkblei hinab, um den Wasserpegel des Grundwassers festzustellen. Bei meiner letzten Messung, die einige Wochen zurückliegt, stand der Pegel bei 5,3 m, heute maß ich 6,8 m! Der Grundwasserspiegel hatte sich demnach um mehr als einen Meter abgesenkt und die Verrohrung meines Brunnens konnte ihn folglich kaum noch erreichen. Daher auch der Verlust der Durchflußrate. Aber woran liegt das?

Heute kann ich nicht mehr sagen, ob der Wasserspiegel durch natürliche Vorgänge, beispielsweise Jahreszeitenbedingt, zurückwich, oder sein derzeitiger Stand eine Konsequenz der Nuklearexplosionen ist. Konnte es sein, daß im zentralen Explosionsradius alles Oberflächenwasser verdunstet ist und ein Teil des Grundwassers gleich mit? Oder hatte ich selbst schuld, weil ich die Pumpe seit mehr als

einer Woche in Betrieb hielt und dem Grundwasser zu viel entnahm? Aber ich bin doch alleine und entnehme nur Brauchwasser für eine Person. Wie viel kann das schon sein?

Wie auch immer, ich werde die Pumpe vorerst abschalten, bis sich der Grundwasserspiegel wieder »erholt« hat. Dank meiner Vorbereitungen habe ich in Flaschen gehaltenes Trinkwasser für die nächsten Wochen im Lager. Bei dieser Gelegenheit schalte ich auch im Schlafräum G, dem medizinischen Labor sowie Vorratslager B und C die Heizung ab, um Energie zu sparen. Die auftretende Kühlung unterstützt ohnehin die Lebensmittelkonservierung in den Lagerräumen.

Tag 9, 28. Juni

10:10 Uhr, 11°C, 1 rad Ich staune, daß ich es geschafft habe, fast mein gesamtes Vermögen für Lebensmittelkonserven und Bunker-Gerätschaften auszugeben. Welchen Wert hätte es heute schon noch, wenn tatsächlich alle Server zerstört worden sind und sogar alle Bank-Filialen dem Erdboden gleichgemacht wurden? Die Schäden an der Oberfläche müssen unvorstellbar sein; so erheblich, daß jedes Land, das auch nur von einigen wenigen Nuklearwaffen getroffen wurde, für lange Zeit daran zu arbeiten hätte, die Schäden wieder auszugleichen.

Was kostet eine zerstörte, mittelgroße Stadt, von der nur noch die Grundmauern stehen? Wer kann dafür haften? Mit wie vielen Milliarden oder Billionen müßte man die Infrastruktur und Gebäude wiederherstellen? Das abzuschätzen,

übersteigt meinen Verstand. Und so erwarte ich auch nicht, daß mein Reichtum, falls ich mir denn welchen bewahrt hätte, nach so einem Vorfall noch irgendeinen Wert habe. Wenn überhaupt, würden neue Geldinstitute gegründet, eine neue Regierung aufgestellt, die nationalen Grenzen neu gezogen werden. Man würde eine neue Währung etablieren, die auf dem basiert, was in der Nachkriegszeit wertvoll ist und es auch in den letzten Kriegen war: Dosen-Fisch, Zigaretten, Decken, saubere Bandagen und Schuhe. Ja, ich würde mir meine Ration Wasser mit einem Paar Stiefel »kaufen« gehen und bekäme als Rückgeld zweieinhalb Zigaretten heraus! Wer glaubt, Geld (oder Gold) hätte nach dem Atomkrieg noch irgendetwas zu bedeuten, der gibt sich einer Illusion hin!

16:09 Uhr, 8°C, 1 rad Heute bin ich nachdenklicher als sonst und ich weiß auch nicht genau, ob die gelagerte Aussaat noch einen Sinn ergibt. Ich kenne die Bilder von Hiroshima und aus der Umgebung um Majak. Tausend Jahre und mehr wird es dauern, bis dort wieder Menschen unbekümmert leben können. Genauso wird es sein mit den Ruinen von Winnow: Bin ich denn naiv zu glauben, ich könnte mit einer Gartenhacke und einem Sack Gemüsesamen auf die freien Äcker treten und dort den Farmer spielen? Immer deutlicher wird mir der Schrecken bewußt, den die Welt dort oben zu bieten haben wird: Wer überlebt hat, wird töten, um auch weiterhin zu überleben. Meine guten Vorsätze kann ich wohl vorerst stecken lassen und auch dürfte ich niemandem vom Bunker und seinen Vorräten erzählen: Ich wäre das einzige Ziel von Plünderhorden in der gesamten

Region! Umso schwerer wird es sein, Lorenesse und Jasna zu finden, wenn ich mit meinem Strahlenschutzanzug herumgehe.

Ohnehin muß ich mir bald Gedanken machen, wann ich denn nun den Bunker für eine erste Erkundung verlassen will. Vorhin habe ich noch gut 1 rad/h vom Dosimeter abgelesen, das ist für einen ersten, kurzen Rundgang im Strahlenschutzanzug erträglich. Aber will ich mich unauffällig bewegen, also in ganz gewöhnlicher Straßenkleidung, dann werde ich wohl noch Wochen ausharren müssen.

Tag 10, 29. Juni

17:04 Uhr, 6°C, 1 rad Ich verstehe nicht, warum die Dosimeter weiterhin nur 1 rad/h angeben: Die Oberflächenstrahlung müßte schon viel niedriger sein!

Heute morgen habe ich beschlossen, daß ich noch fünf Tage warten will, ehe ich den Bunker verlasse, egal was das Dosimeter angibt. Ich *muß* wissen, was da draußen los ist! Und ob es sicher ist, nach meiner Familie zu suchen! Je länger ich warte, desto unwahrscheinlicher meine Chance sie zu finden!

Außerdem brauche ich dringend einen Umgebungswechsel: Als ich gestern im Aufenthaltsraum saß und ein Buch las, hörte ich ein seltsames Klappern und Scharren hinter der West-Wand. Es dauert nur zwei Sekunden und war sogleich wieder verstummt. Aber was auch immer es war, es hat mich geängstigt. Natürlich bin ich mir gleichzeitig sicher darüber, daß niemals etwas von außen in den Bunker eindringen wird. Dafür sind die Wände zu dick, und die

Anlage liegt zu tief. Und trotzdem bin ich jeden Abend aufs neue froh, mich in die im Zentrum liegenden Bereiche des Bunkers zurückzuziehen, die Türen zu schließen und zu wissen, daß ich von der Außenwelt in alle Richtungen durch wenigstens fünf Meter Beton und Erde abgegrenzt bin.

Tag 11, 30. Juni

06:44 Uhr, 7°C, 0,8 rad Zu meiner Freude stelle ich heute morgen fest, daß der Strahlungswert wieder meßbar abnimmt. Bald kann ich hier raus!

18:24 Uhr, 0,7 rad Es gibt etwas ganz Merkwürdiges zu berichten: Ich habe im Radio ein deutliches Signal, wenn auch keine Stimmen, empfangen! Während ich das hier schreibe, rast mir noch immer der Puls. Es sind die ersten, an Kommunikation erinnernden Geräusche, seitdem ich mich hier eingeschlossen habe!

Heute morgen schaltete ich, wie immer nach dem Frühstück, die Funkanlage ein und ging die üblichen Frequenzen für den privaten CB-Funk, das Notfallradio und die Frequenz vom Polizeifunk durch. Dann drehte ich den Knauf auf 147,6 MHz und mir piepte etwas entgegen! Ein ganz klares, sauberes Piepen von nur einem Augenschlag Dauer, und in einem Intervall von zwei oder drei Sekunden! Um mich der Unversehrtheit der Technik zu versichern, drehte ich den Frequenzregler wieder ein Stückchen zurück und vor. Aber da empfang ich Rauschen. Nur auf genau 147,6 MHz piepte es, ganz ohne Rauschen, als sey es von Menschenhand gesendet. Ich drehte die Lautsprecher auf, sodaß der

Raum und die Flure des Bunkers von diesem hellen Klang erfüllt wurden.

Ich lauschte ihm sorgfältig und hoffte jeden Moment eine Stimme zu hören. Manchmal geht einer Ansage ja ein gewisses mathematisch berechenbares Signal voraus, um die Aufmerksamkeit zu erregen. Primzahlen etwa. Aber dieses Piepen konnte keine Primzahl sein, es sey denn sie war sehr groß. (Das allerdings hätte die Sinnhaftigkeit der Übertragung wieder eingeschränkt.) Nein, es war ein gleichartiges Tönen von immer gleichem Intervall. Unaufhörlich und auch nicht langsamer oder schneller werdend. Ich hörte zu. Ganze fünf Stunden lang.

Während ich mir ein Essen kochte und abwusch, das Lager aufräumte und meine Kontrollgänge durch den Bunker ging – immerzu piepste es über die Lautsprecher und drang in jede Räumlichkeit vor. Einerseits beruhigte mich das Geräusch, denn es war etwas anderes als die Musik vom Plattenspieler oder die Selbstgespräche. Auch kam es mir so künstlich vor, daß es von einem lebenden Menschen da draußen kommen mußte! Einige Zeit dachte ich an ein Positionssignal, wie das einer Boje oder eines Leuchtturms. Und ich dachte auch an das Sonar eines U-Boots, aber das ergab alles keinen Sinn. Was mochte das nur sein?

Als ich inmitten meiner Arbeit steckte (ich fegte gerade den Schlafräum aus), hörte das Signal ganz plötzlich auf und ein Rauschen hoher Lautstärke kehrte zurück und flutete die Lautsprecher. Eiligen Schrittes begab ich mich zur Funkanlage und hoffte, daß das Signal durch Anpassung der Frequenz wiederzufinden sey. Aber ich fand es nicht mehr wieder, das Rauschen war omnipräsent. 147,6 MHz, die letzte Frequenz der Menschheit, war nun auch gestorben, ohne

daß ich wissen würde, was das Signal nun eigentlich bedeutet hatte. Offenbar war die Radiosignale reflektierende Ionosphäre durch die von den Bomben ausgehenden EMPs doch stärker beschädigt worden als vermutet.

In den nächsten Tagen hörte ich in regelmäßigen Abständen immer wieder diese Frequenz ab, aber das Piepen blieb fern. Im nachhinein erinnerte es am ehesten an die akustische Ausgabe meines Herzschlags und die mir verbleibenden Sekunden.

Tag 12, 1. Juli

9:09 Uhr, 0,4 rad Nur noch lustlos würge ich mein Essen herunter; meine Gedanken hängen immerzu an dieser Schleusentür, die zu durchtreten ich bereit bin. Erstaunlich, daß ein Mensch wie ich es keine zwei Wochen in einem Bunker aushält, ohne zu wissen, was draußen vor sich geht: Ist der Krieg schon vorüber? Offenbar sind keine Bomben mehr gefallen, sonst hätte ich die Detonationen gespürt. Oder der Feind entschied, daß diese Gegend schon ausreichend zerstört sey. Es ist so still seit jenem Tag da oben

...

Hat man einen Frieden vereinbart? Oder gibt es keine Delegation mehr, die ihn hätte vereinbaren können? Wie macht man Frieden zwischen Ländern, die sich gegenseitig bekriegen? Gibt es wirklich in jedem Krieg immer nur zwei Parteien? Oder kann es auch ein »Mehr-Parteien-Krieg« geben, in dem jeder gegen jeden bekämpft?

Und wenn es doch Frieden gab: hat man es geschafft, rechtzeitig alle Industrie-Anlagen zu sichern, um nicht noch

mehr Schäden zu verursachen? Bei einem Nuklearkrieg denken die meisten Menschen ja nur an die unmittelbaren Schäden durch die explodierenden Sprengköpfe. Den wenigsten kommt in den Sinn, daß kein atomarer Kraftwerksreaktor dauerhaft ohne Wartung überstehen kann, ohne innerhalb kürzester Zeit zu überhitzen: Es ist im Grunde recht einfach, eine Kernschmelze herbeizuführen, denn der Reaktor arbeitet die ganze Zeit darauf hin. Verhindert wird das nur durch die unablässige Kühlung, die bei Beschädigung oder fliehender Belegschaft leicht ausfallen kann. Wird dem nicht rechtzeitig entgegengewirkt und der Reaktor unter Kontrolle gebracht ... gibt es da oben wohl nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnt. Ironischerweise stationierte ich unseren Bunker in einem Land, das sehr viele Reaktoren unterhält. Auch wenn der nächste etwas mehr als 200 km entfernt steht, ist bei seiner Schmelze vermutlich egal, wo man sich befindet. Aber hätte ich in einem Land ohne Atomstrom-Politik gebaut, wäre es dann wirklich sicherer? Sicherer, während über den gesamten Kontinent in regelmäßigen Abständen außer Kontrolle geratene Atomreaktoren stehen, und sich ein Schwarm von Nuklearraketen auf die großen Städte verteilt hat? Kommt da nicht die radioaktive Strahlung aus allen Richtungen? (Das würde vielleicht erklären, warum die Dosimeter über einen so langen Zeitraum eine hohe Oberflächenstrahlung registriert haben!) Da ist dann auch nicht mehr wichtig, ob der Bunker mit oder gegen die Windrichtung gebaut wurde. Und was ist mit brennenden Chemie-Anlagen? Vergiften sie nicht zusätzlich die Luft, wenn sie keiner löscht?

Was haben wir nur getan? Werde ich die Welt da oben wiedererkennen? Oder male ich mir ein zu schreckliches

Bild?

Dieser Tag; diese revolutionäre Veränderung mußte einmal kommen. Sie hatte sich seit Jahrzehnten angebahnt. Nun, da sie da ist, möge niemand überrascht sein. Das Faß mußte eines Tages schließlich überlaufen; ... die Spannung sich entladen. Das war unvermeidbar. Vor zwei Wochen noch hielt ich an dem Glauben fest, daß uns dies Gelegenheit gebe, aus einer ganz neuen Erfahrung zu lernen: Der Situation angemessen und nüchtern begegnen ... , alles neu und richtig machen. Deswegen habe ich auch Saatgut und Geräte gelagert, um den Boden zu bestellen – für einen »Neuanfang«!

Heute, genau in diesem Moment, plagt mich eine scheußliche Ahnung, die mich schwer schlucken läßt: Was ist, wenn da oben alles so zerstört und verstrahlt ist, daß sich nichts mehr retten läßt? Daß man theoretisch erst in 2000 Jahren aus dem Bunker kriechen dürfte, um noch eine Nahrungspflanze anbauen zu können? Was, wenn es keine Menschen mehr außer mir gibt?

Obwohl ich von da oben weder etwas sehe noch höre, flüstert mir eine Art instinktive Stimme zu, auf alles gefaßt zu sein. Insbesondere geduldig abzuwarten und mir wohl zu überlegen, die schützende Schleuse überhaupt zu öffnen. Aber sollte ich für den Rest meines Lebens im Bunker eingeschlossen bleiben? Lebendig begraben, ohne je die Wahrheit erfahren zu haben?

Tag 18, 7. Juli

16:08 Uhr, 7°C, 0,2 rad Ich habe es geschafft und mich endlich wieder herausgetraut aus meinem Versteck. Vielmehr wurde ich »herausgezwungen«, denn die Luft wurde langsam giftig.

Manuelle Lüftung erfolgreich durchgeführt.

Angefangen hatte alles vor einigen Tagen, als ich wieder einmal durch die Gänge ging und mir auffiel, daß eine der Kunststoff-Pflanzen umgefallen ist. Vor einer Stunde noch hatte sie dagestanden, nun lag die Topfpflanze mit ihren künstlich glänzenden Blättern in der Ecke. Bildete ich mir das nur ein?

Ich ging heran und berührte sie. Einen überzeugenderen Beweis gibt es nicht: Seinen Augen mag man ja hin und wieder mißtrauen dürfen, da kennt jeder Beispiele aus dem Alltag. Aber was man anfaßt, das kann man meist sehr genau verstehen und einordnen. Doch wußte ich immer noch nicht, was eigentlich geschehen war. Während ich weiter meiner Arbeitsroutine nachging, ließ mich die Erinnerung an die umgestürzte Pflanze nicht in Frieden. Viel langsamer und weniger selbstbewußt ging ich nun durch meinen eigenen Bunker; trat nicht mehr einfach so in die Räume, sondern mit einem gewissen Vorbehalt; einer Vorsicht, die mir empfahl, in einem weiten Bogen in den Raum einzutreten, um sofort alle Ecken einsehen zu können.

Natürlich wußte ich genau, daß niemand anderes hier drin sein konnte. Ich war der einzige, der die Schleusentür von innen entriegeln konnte und die installierten Sensoren warnten mich vor jedem Bruch der Bunker-Integrität. Trotzdem mußte irgendetwas die Pflanze umgestoßen haben.

(Erst Wochen später fiel mir ein, daß ich kurz vor meiner Entdeckung eine breite Kiste mit Lebensmitteln vom Lager zur Küche, eben durch den betreffenden Gang, getragen hatte und dabei die Pflanze vermutlich selbst umstieß!)

Nun ja, mein Mißtrauen in meine eigenen Sinne wuchs von Stunde zu Stunde und bald schon glaubte ich Schatten zu sehen, die hinter einer Ecke verschwinden. Das mag unheimlich wirken, insbesondere in Kombination mit der endlosen Stille. Und mit Musik übertönen wollte ich diese Stille auch nicht, denn mir hätte etwas entgehen können ... – doch das war noch nicht das, wovor ich mich eigentlich ängstigte.

Ich entschied, die Energieversorgung wieder hochzufahren und fortan in allen Gängen und Räumen unentwegt das Licht brennen zu lassen. Das half ein wenig ..., bis ich Geräusche und Flüstern hörte.

Erst ein Rascheln, dann ein Kratzen, und sehr schnell wollte ich einen vollständig einsehbaren Raum nur noch ungern verlassen, um mich der labyrinthartigen Weite der Anlage, mit ihren vielen Verstecken, auszuliefern. Je kleiner der Raum und je weniger Zugänge er hatte, desto sicherer fühlte ich mich. Wenn möglich, ging ich nur noch den kurzen Weg zwischen Vorratslager A und den Wohnunterkünften, und wie aus einer unbewußten Vorahnung heraus, schaffte ich unbemerkt immer mehr Getränkeflaschen und Lebensmittelkonserven in einen der Schlafräume. So mußte ich die weiten Gänge fast gar nicht mehr betreten.

Einmal ertappte ich mich dabei, wie ich in einen der Gänge um Antwort rief: »Ist da wer?« fragte ich mit räuspernder Stimme, denn ich hatte meine Stimmbänder lange nicht mehr benutzt. Doch niemand gab sich zu erkennen.

Am dritten Tag, nachdem ich die umgestoßene Pflanze erstmalig bemerkt hatte, kam es zu einem Ereignis, das fuhr mir den Schrecken tief in die Knochen: Gerade schaffte ich eine weitere Kiste mit Lebensmitteln heran, da glaubte ich ein Knurren weit hinten im Gang zu hören, irgendwo aus Richtung der Generatoren. Daß es ein Motorengeräusch gewesen sein mochte, wie es natürlich hin und wieder vorkam, daran dachte ich keine Sekunde. Es mußte ein wildes Monster sein, das mich verfolgt und fangen will!

Bestürzt ließ ich alles aus den Händen fallen und rannte in Schlafräum E, wo ich mir mein Lager eingerichtet hatte. Ich schlug die Tür zu, schloß sie ab und schob mehrere schwere Kisten davor. Dann lauschte ich mit dem Ohr an den Wänden. Nach einigen Minuten wurde mir bewußt, daß die Dicke der Wände garantierte, daß ich weder etwas hören könne noch etwas imstande sey hier einzudringen. Und so verbarrikadierte ich mich für mehrere Tage, bis heute vormittag, in diesem einen Raum.

23:04 Uhr, 3°C, 0,1 rad Es gab viel zu tun; ich fahre nun mit meinem Bericht fort.

Drei Tage habe ich mich also eingeschlossen und dauerte aus. Außerhalb dieses Raumes schien sich gar nichts zu tun und es blieb nun zu entscheiden, wie ich weiter vorgehen wollte: Wurde ich allein von der Angst hier hineingetrieben und müßte ich erst diese Angst vor gar nichts wieder ablegen, ehe ich meinen »normalen« Alltag fortzusetzen bereit sey? Oder wäre es weise, das Notwendige einzupacken und den Bunker sofort zu verlassen, um dem im Bunker eingeschlossenen Unbekannten vollständig zu entgehen? Aber

die Strahlungswerte erforderten einen Schutzanzug, und die waren in Vorratslager B verstaut – ein weiter Weg, ein hohes Risiko?

So wollte ich zunächst abwarten; Vorräte hatte ich genug, als Abort würde mir ein Eimer dienen. Noch länger hätte ich ausharren können, doch heute morgen, gleich nach dem Aufwachen, richtete ich zufällig meinen Blick auf eine Anzeige, die ich die letzten Tage gar nicht beachtet hatte: Das CO₂-Meßgerät, unter dem Thermometer angebracht und viel kleiner als dieses, zeigte einen Wert von 1,2 %! Das war hochgradig gefährlich und ich handelte sofort.

Ursache konnte nur sein, daß etwas mit dem Lüftungssystem nicht stimmte. Das arbeitet normalerweise zuverlässig, aber ich hatte es seit Tagen nicht gewartet. Vielleicht war eine Komponente beschädigt worden. Sogleich räumte ich die Barrikade beiseite und öffnete die Tür. Alles lief nun automatisch ab und ich verschwendete keinen Gedanken an irgendein Monster in den Gängen. Die Sorge um die Atemluft hatte mich offenbar alle Angst vergessen lassen und zielstrebig bewegte ich mich auf die Luftfilter-Anlage zu.

In den erleuchteten Gängen war alles ruhig, eben wie es sein sollte. Keine Anzeichen von Gefahr. Aber es roch stickig und ich glaubte jeden Atemzug zweimal tun zu müssen, um meine Lunge einmal füllen zu können. Im Schlafraum hatte die Luft noch besser gerochen ...

Den Generatoren-Raum betreten, fielen mir sofort einige rot leuchtende Lampen ins Auge, die signalisierten, daß die Komponenten nicht gut arbeiteten. Erst vermutete ich eine verstopfte Leitung, die die gereinigte Luft nicht weiterleitete; dann erkannte ich, daß fast das halbe Verteilungssystem

ausgefallen war: Der primäre Kreislauf, der sich als äußerer Ring durch die Vorratslager, den Schleusenbereich und Aufenthaltsraum zieht, war zu Teilen ausgefallen; Lager C, die medizinische Station und das Labor wurden gar nicht mehr versorgt. Der sekundäre, innere Kreislauf, der Luft auf die Gang-Struktur und die Schlafräume verteilt, funktionierte ebenfalls nur noch insofern, als daß die innersten liegenden Räume Frischluft erhielten, aber die Luft im Rundgang gar nicht mehr zirkulierte. Deshalb roch es im Schlafräum auch besser als im Gang davor.

Zunächst versuchte ich die Luftzirkulation der stehenden Luft wieder in Gang zu bringen, indem ich von den motorisierten Ventilatoren, die augenscheinlich nicht mehr arbeiteten, auf den Pedalantrieb umschaltete: Ich hatte für diesen Zweck ein kleines, radloses Fahrrad vorbereitet, mit dessen Pedal-Einwirkung sich ein Ventilatorblatt bewegen ließ. Darauf trat ich eine halbe Stunde und beobachtete die Meßwerte für die Luft.

Die Zirkulation kam nur müßig in Gang, der CO₂-Gehalt nahm kaum ab. Also ließ sich nicht vermeiden, die gesamte Anlage über die Schleuse zu lüften. Und das war sehr riskant, selbst bei großer Vorsicht.

Im normalen Betrieb reinigt die Luftfilter-Anlage die bestehende Atemluft innerhalb des Bunker-Gewölbes und läßt sie gleichmäßig zirkulieren. Um bei einer Kontamination bessere Karten zu haben, installierte ich zwei getrennt arbeitende Zirkulationskreisläufe, jeweils für den äußeren Ring an Räumlichkeiten, und einen für die innersten Räume und Flure. Die zirkulierende Luft wird freilich »verbraucht«, also veratmet, auch wenn sie innerhalb der Räume ausgetauscht wird. Idealerweise wird daher nach einigen Tagen,

wenn die Strahlungswerte an der Oberfläche es zulassen, ein manueller Lüftungsvorgang eingeleitet, d. h. die Zugangschleuse wird geöffnet und Schwall frischer Luft dringt ein. Natürlich darf es keinen »Durchzug« geben, denn sonst dringt zu viel kontaminierte Luft/Staub ein und die Integrität des Bunkers ist nicht länger gewährleistet.

Nun ist es ja so gekommen, daß selbst nach einer Woche die Strahlungswerte noch so hoch waren, daß eine manuelle Lüftung tödlich für die Insassen gewesen wäre. Zu meinem »Glück« halte ich mich alleine im Bunker auf, sodaß die Atemluft länger reicht. Und heute, da die manuelle Lüftung erforderlich ist, sind auch die Dosimeter-Werte angemessen für eine kurze Öffnung des Bunkers. Nur – was werde ich vorfinden? Kann ich mich dem verschließen, einen kleinen Rundgang zu unternehmen? Oder öffne ich nur die Tür und bleibe dahinter stehen, bis die Lüftung abgeschlossen ist? Auf jeden Fall würde ich den Lufteinzugsstutzen oberhalb des Bunkers prüfen müssen, eine direkte Verbindung zwischen Bunker und Oberfläche, und vielleicht der Grund, warum die manuell angeforderte Ansaugung nicht funktionierte.

Heute mittag führte ich die Lüftung also durch.

Tag 19, 8. Juli

05:50 Uhr, 5°C, 0,1 rad Kann nicht mehr schlafen. Fahre mit meinem Bericht fort.

Ich hing Decken wie Vorhänge um die Schleusentür und die dahinterliegenden Räume, um den Luftstrom zu kontrollieren und zu unterbinden, daß ein Windstoß eventuell

kontaminierte Partikel in den Bunker trägt. Die Lüftung sollte genau 15 Minuten dauern, dann wollte ich die Schleuse wieder verschließen. Das sollte ausreichen, um den CO₂-Gehalt im Bunker zu senken.

Genauso führte ich es aus, und ich war äußerst angespannt in jenem Moment, da ich die Riegel zurückfuhr und sich die Schleuse Zentimeter um Zentimeter öffnete.

Aus Vorsicht hatte ich meinen Schutzanzug angelegt; das erste Mal seit meinen Übungen vor dem Krieg. Die Tür öffnete ich erst einen Spalt, um zu sehen, was passiert. Ich weiß auch nicht, was ich erwartete: Überlebende? Schien mir die Mittagssonne ins Gesicht?

Mein Kopf lukte hinter den Spalt und ich sah die lange Treppe, die zur Oberfläche führte. Am Ende des Tunnels erkannte ich einen hellen Fleck, was mich insofern beruhigte als daß mich diese Beobachtung versicherte, daß der Zugang nicht eingestürzt war. Aber der Himmel erschien grau und finster, als würde es dämmern. Noch einmal schaute ich auf meine Armbanduhr und die Wanduhr neben der Schleuse: Beide zeigten die Mittagszeit. Irgendetwas hatte sich also verdunkelt.

Während die Lüftung vollzogen wurde – ich sah die eindringende Luft, als sich die vorgehängten Decken leicht bewegten und der CO₂-Gehalt auf die Hälfte zurückging – war ich unentschieden, ob ich einen ersten Schritt ans Ende der Treppe tun sollte. Um mehr zu sehen; um mich zu vergewissern. Aber die Angst hielt mich zurück. Angespannt behielt ich die Uhr im Auge; dann schloß ich die Schleuse konsequent nach Ablauf der Zeit. Die Luft war teilweise ausgetauscht und das Dosimeter zeigte keine wesentliche Kontamination an. Beruhigt legte ich den Schutzanzug wie-

der ab und gönnte mir ein ausgedehntes Mahl.

10:09 Uhr, 8°C, 0,1 rad Ich habe Gelegenheit gefunden, das CO₂-Meßprotokoll auszuwerten. Es zeigte sich, daß die Luftfilterung ungefähr ab dem Tag versagte, da ich die ersten Halluzinationen wahrnahm. Diese Erkenntnis sollte mich beruhigen, oder nicht?

Heute werde ich mich trotz meiner Angst an die Oberfläche wagen müssen. Ich muß klären, was mit dem Filterstutzen los ist. An der im Bunker verlegten Verrohrung scheint es nicht zu liegen, ich kann jedenfalls keinen Schaden feststellen. Alles deutet darauf hin, daß der Einlaß an der Oberfläche verstopft worden ist. Wenn ich weiterhin im Bunker überleben will, muß ich das klären!

14:03 Uhr, 12°C, 0,1 rad Bin zurück von meinem Ausflug an die Oberfläche, und ich fühlte mich in meinem Schutzanzug wie ein Kosmonaut auf einem fremden Planeten. Kaum zu glauben, daß das da oben die Erde sein soll. Aber das hatte ich ja nicht anders erwartet; nach einem Atomkrieg muß es so aussehen, kein Zweifel, und ich bin der Letzte, den das irritierte. Doch dazu später mehr.

Ich legte also meine Ausrüstung an und kletterte die Treppe bis zur Oberfläche hinauf. Und gleich dort am Eingang machte ich eine erstaunliche Entdeckung – ich fand den toten Körper eines Mannes! Zweifelsohne mußte es jener Mann gewesen sein, dessen Klopfen ich mir am Tag 6 eingebildet hatte! Als ich an der Gegensprechanlage stand, und keine Antwort kam! Es gab ihn also doch! Jemanden, der den Bunker zufällig fand und um Einlaß bat! Aber am Tag

6 waren die Strahlungswerte noch so hoch, daß er schon tot war, bevor er sich an die Schleusentür geklammert hatte. Und ich wäre es heute auch, wenn ich ihm geöffnet hätte.

Der Mann trug eine kurze Hose, die Unterbeine zeigten Brandverletzungen, und er trug nur noch einen Schuh. Der Oberkörper war teilweise durch eine Lage grauer »Asche« bedeckt, aus der nur ein Arm herausstak, ebenfalls mit Brandwunden übersät. Um Kopf und Nacken hatte sich der Mann einen Schal gewickelt, sein Gesicht war nicht sichtbar. Das war vielleicht auch besser so, denn der Leichnam verweste bereits. Mit einem Fuß schob ich ihn so weit fort, daß ich den Eingang leichter würde betreten und verlassen können; dann schaute ich mich um.

Normalerweise sollte man von meiner Position aus, einem flachen Hügel oberhalb von Winnow, gut in die Umgebung schauen können. Jedoch, alles war in einen Dunstschleier aus grauer Materie gehüllt; man konnte kaum 100 m weit sehen. Die Luft schien stillzustehen, es wehte nicht der geringste Wind. Nur die Sonne, als blasse, matte und diffuse Scheibe an den Himmel gezeichnet, zeigte, daß sich, zumindest außerhalb des Dunstes, die Welt noch weiterdrehte.

Vorsichtig arbeitete ich mich in Richtung des Lüftungstutzens vor, der verborgen hinter einigen Felsen angebracht worden war. Dabei schaute ich mich beständig um und horchte, so gut es durch den Schutzanzug ging, in die Umgebung. Aber da war nichts. Kein Mensch und kein Tier. Den Boden überdeckte eine zwei Zentimeter dicke »Asche«-Lage, aber anders als Asche aus dem Kamin, viel grauer, dichter und klebriger. Sie haftete gut an Schuhen und Kleidung, und ich fluchte bereits jetzt über die notwendige Reinigung.

Noch fünfzig Meter trennten mich von dem Filterstutzen, und ich mühte mich an einer Baumgruppe zu orientieren ... , die nun nicht mehr da war. In der Tat fiel es mir erst auf, als ich direkt neben dem Stutzen stand: »Da links von mir müßten doch drei hohe Nadelbäume in einer Gruppe gestanden haben?!« dachte ich. Wie ich aber darauf zuging – in der Richtung, in der ich die Bäume zu finden meinte – stolperte ich über etwas unter der Asche Verborgenes. Ich fegte sie beiseite und da waren sie: drei abgerissene Stümpfe, einer beinahe entwurzelt. Von den Bäumen keine Spur.

Geängstigt blicke ich auf und drehte meinen Blick: Im Umkreis dessen, das ich einsehen konnte, stand kein einziges Gewächs mehr! Mir war das zunächst nicht aufgefallen, weil ich durch einen stehenden Grauschleier trat, der meine Sicht in alle Richtungen eingeschränkt hatte. Nun aber, wenn man sich auf die Details aus der Erinnerung konzentrierte, war alles ganz anders!

Anders war auch der Filterstutzen, als ich ihn in Erinnerung hatte: Das Ausfuhrrohr existierte noch, aber der Aufbau fehlte oder war verzogen; das Metall teilweise »verkohlt« oder abgerissen. Außerdem hatte sich eine dicke Lage Asche in der aufgerissenen Öffnung angesammelt und verstopfte nun das generelle Ansaugen von Luft.

Ich überlegte, wie das zu beheben sey: Sofern es keine »Asche« mehr regnen würde (und das tat sie im Moment auch nicht), könnte ich die Reste abmontieren und den Zugang reinigen. Nur müßte ich einen neuen Aufbau anbringen, mit Grob- und Feinfilter, und einem kleinen Überdach, sodaß kein neuer Niederschlag, ob nun Regen oder Asche, mehr eindringen kann. Wenn ich weiter in diesem Bunker überleben wollte, dann waren diese Reparaturen notwen-

dig.

Ich schaute mich um und stand inmitten der furchteinflößenden Stille des grauen Nichts: Ja, ich wäre wohl noch eine Weile auf mein Heim angewiesen.

17:18 Uhr, 7°C, 0 rad Nichts zu machen, es gibt keine Ersatzteile. Im Lager habe ich sonst für alle Gelegenheiten Ersatzteile: neue Sicherungen und Schläuche, Rohre und Kabel, Bauteile für die Meßgeräte und sogar einen Ersatzzeiger für die verdammte Wanduhr. Aber nichts, das sich einfach auf den Filterstutzen montieren ließe. Es ist zum Verrücktwerden! Nun bleibt mir nur ein Ausweg: Rein in die Stadt und nach Ersatz suchen. Morgen früh will ich aufbrechen.

Mobiles Tagebuch, Tag 20, 9. Juli

23:09 Uhr Ich kann es nicht beschreiben ..., das kann doch nicht wahr sein? Träume ich? Will ich ... erwachen?! – Meine Familie ist mit Gewißheit tot ...

Mobiles Tagebuch, Tag 21, 10. Juli

04:44 Uhr Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich überhaupt jemals wieder einen Eintrag machen will; ob ich es wage, etwas von dem Schrecken wiederzugeben, der mir hier draußen begegnet ist. Alles ist wie ein Alptraum, aus dem ich, trotz aller Bemühungen, nicht erwachen kann. Und ich bin mir der Situation gewahr geworden zu entscheiden,

ob es sinnvoll ist, überhaupt eine schriftliche Aufzeichnung zu hinterlassen. Angesichts der mir bevorstehenden Tage sehe ich keinen Grund anzunehmen, daß irgendeine dem Menschen noch ähnliche Gestalt lesen wird, was ich beobachtet habe.

Nachdem ich eine Stunde auf einem Absatz gesessen und auf die Trümmer Winnows gestarrt habe, befand ich es als gerechtfertigt, daß es doch nicht verkehrt sey. Dabei hatte ich anfangs noch Hoffnung ...

Wie ich den Bunker verließ und mich durch den dichten Nebel voranwagte, suchten meine Augen unablässig nach einem Fixpunkt, der sich zur Orientierung eignete: Wären nicht die hohen Tower der Winnower Innenstadt eine beachtenswerte Orientierungshilfe? Aber ich konnte nichts erkennen, und eine Zeit lang glaubte ich gar, eine ganz verkehrte Richtung eingeschlagen zu haben. Der stickige Dunst aus Asche und Dreck war allgegenwärtig und lagerte sich auf dem Schutzanzug ab. Füße und Beine waren bald nicht mehr vom Boden unterscheidbar, so hatte der anhaftende Staub die Konturen verwischt.

In Voraussicht hatte ich einen Kompaß eingesteckt, aber seine Nadel schwankte stark und der Norden wollte sich nie auf eine konkrete Richtung einstellen. Zu diesem Zeitpunkt verstand ich nicht genug von den physikalischen Grundlagen, um zu entscheiden, ob der Kompaß defekt war oder die Welt. Und so folgte ich dem Straßenverlauf, oder wenigstens dem, das sich als solcher erkennen ließ.

Nach und nach währte ich mich der Orientierung sicherer: hier die lange Industriestraße, dann die Kreuzung, dann ein Kreisverkehr. Ich wußte sehr wohl, daß ich auf dem richtigen Weg war, nur erkannte ich die Umgebung

nicht wieder: Keine der Straßenlaternen stand an ihrem Platz, sie waren umgefaltet wie junge Bäume. Der Charme der Gebäude hatte sich zu geistlosen Silhouetten gewandelt, die dem Krieg folgenden Gebäuderuinen anhaftet. Und hin und wieder dachte ich auch darüber nach, meine Stimme zu gebrauchen, um zu erfahren, wer das alles überlebt haben mag.

Zunächst wollte ich den Weg weitergehen, in die Innenstadt gelangen und mich dort umsehen. Immerhin war es nicht verwunderlich, daß in der Umgebung des Bunkers kein Gebäude mehr stand. Aber in einer so großen Stadt wie Winnow mußte es doch Überlebende geben!

Gut zwei Stunden brauchte ich für den Fußweg, nicht der Entfernung geschuldet, sondern der Müßigkeit beim Gehen durch die hinderliche und klebende Asche. Schließlich näherte ich mich dem Stadtzentrum an, der Nebel lichtete sich und ich erstarrte: Die Asche, durch die ich stundenlang gewatet war, das waren die Reste der verdampften Stadt!

Mir wurde übel und ich wollte mir den Anzug vom Leib reißen, um kotzen zu können. Aber ich fand Beherrschung in dem Anblick aus Ekel und Trauer. In diesem Moment erstaunte es mich, daß ich, obwohl ich so einen Anblick und diesen Krieg vorausgesehen hatte, derartig mitfühlend reagierte, wie es ein Mensch tut, den das alles überrascht, so berechtigt, als wäre es sein erstes Mal. Ja, es überraschte auch mich, kein Zweifel. Vieles hatte ich erwartet und vieles nicht; was ich sah, war eine Mischung aus beiden Extremen, durchdrungen von ganz anderen, noch nie erlebten Emotionen, die sich aus beiden Extremen nicht ableiten ließen.

Je länger ich beim Durchqueren des Friedhofs, der sich

einmal Stadt genannt hat, mit dem Anblick der Leere und Ödnis zubrachte, desto sicherer wurde ich mir, daß ich niemanden finden, kann, mit dem ich meine Erfahrungen würde teilen können. Und auch alle anderen Prioritäten, vom Finden des Ersatzteils oder meiner Familie, verblaßten und wurden unwahrscheinlich, sogar unwirklich.

Kurz nach Verlassen des Bunkers war mir in den Sinn gekommen, daß es klug sey, ein Bild meiner Familie bei mir zu haben, um es herumzeigen zu können. Nun, da ich die weitreichende Zerstörung wahrnahm, machte mir das fehlende Bild nichts mehr aus. Familienfotos und Urlaubsbilder würden fortan nicht mehr dazu dienen zu zeigen, wo man sich befunden hat oder wie man sein Leben zubrachte, sondern um zu beweisen, *was* es einstmals gegeben hat. Das Fotoalbum, das ich im Bunker neben meinem Sessel im Schrank stehen habe, wäre gleichbedeutend einem Fotoalbum aus dem Alten Rom oder der Steinzeit. – Mehr als eine mündliche Überlieferung; eine Evidenz, auf die sich Historiker verlassen können, anstatt zu raten; gleichermaßen einzigartig und wertvoll wie auch, schon durch seine Existenz, unglaublich und Teil eines Mythos. Nun sitze ich in den Ruinen und bin der Held dieses Mythos.

06:17 Uhr Ich kann mich kaum aufraffen weiterzugehen. Jegliche Unternehmung, vom Tätigen eines Schritts bis zur Überlegung, wann ich in den Bunker zurückkehren soll, erscheint mir sinnlos und verpufft angesichts meiner Mutlosigkeit. Noch ein wenig will ich warten und mich besinnen, ob ich nicht doch nur aus dem Traum erwache; einem gar furchtbaren Traum, aber einen, über den ich glücklich bin,

weil ich ihn hinter mir lassen konnte und kann. Schau ich dagegen auf die Trümmer dieser Welt, erkenne ich keine Zukunft. Denn was ich sehe, das gleicht weder einem eingestürzten oder abgebrannten Haus, von dem, in vereinfachter Annahme, die Reste abgetragen werden müssen, um es mit vereinter Arbeitskraft wiederzuerrichten: Sehe ich auf die Straße – wenn man sie noch so nennen will, denn Risse wie von einem Erdbeben haben den Asphalt gespalten und zerfetzt – und auf die verglühten Metallkörper, die einst Autos gewesen sein könnten, dann sehe ich nur den Weg, die Augen zu schließen und sich eine ganz neue Fantasie zu erträumen. Nichts von dem hier scheint mir reparabel; der Schaden ist immanent und permanent zugleich, kühl und sauber zu definieren und ebenso unbeschreiblich. War es das, was die Menschen von Hiroshima sahen?

11:09 Uhr Ich habe Stunden gebraucht, um mich dem Stadtzentrum anzunähern: Die Straßen waren zunehmend verschüttet und von Trümmern versperrt. Ein chaotisches Geflecht aus verschmorten Glas- und Metalltropfen, herumfliegenden Asche-Fetzen, niedergebogenen Stahlträgern, die aus dem Beton der pulverisierten Häuser herausstaken und die glimmenden Hölzer von Gebälk und Fassade hatte seinen Weg gefunden, von der Ordnung zu dem, das die Bäcker *Mischung* und die Metallgießer *Legierung* heißen. All das setzte sich mir entgegen und verneinte mir starrköpfig jedes Weiterkommen. Also suchte ich mir fortwährend andere Wege, und angesichts meiner begrenzt mitgeführten Lebensmittel und Wasservorräte galt es zu entscheiden, zum Bunker zurückzukehren oder sich der Hoffnung hin-

zugeben, doch noch Überlebende zu finden.

20:16 Uhr Soeben verließ ich ein Lagerhaus am Stadtrand, in welchem ich die Überreste mehrerer verbrannter Leichen auffand. Und so fiel es mir erst jetzt auf: In all den Stunden, die ich mit dem Durchsteigen der Trümmer zugebracht hatte, war mir entfallen, daß es im Grunde keine Leichen gab. Und bei einer Stadt wie Winnow sollten es doch eine Menge sein, oder nicht? Angenommen, die Bombe explodierte über der Stadt ganz unverhofft, dann sollten sich doch in allen Gebäuden wenigstens ein Dutzend Menschen befunden haben? Aber mit Ausnahme der vier verbrannten Körper habe ich keine anderen gesehen! Wurden sie etwa doch alle evakuiert? Was war hier nur los?

Die Lagerhalle hatte mich angezogen, weil sie als einzige von vielen Gebäuden noch stand, obschon aus mir unbekanntem Grund. Wer kann bei Ereignissen wie diesen schon noch sagen, etwas mit Gewißheit zu wissen? Jedenfalls kam ich in eine große Halle, an dessen Ende, sehr auffällig, ein Lagerfeuer eingerichtet worden war, und darum lagen vier schwarz verbrannte Körper. Ich trat heran, wich aber vor Abscheu zurück: Körper, nur an der Größe und den Gliedmaßen als Menschen erkennbar, schwarz gebrannt, als habe man ein Stück Schweinefleisch eine Stunde lang in die direkte Flamme einer Kerze gehalten. Aber waren sie durch die Bombe gestorben oder erst danach? Und wenn sie, aller Unwahrscheinlichkeit nach, tatsächlich zum Zeitpunkt der Detonation in einer Halle ein Lagerfeuer gemacht haben, wieso sind dann sie verbrannt, während das Gebäude selbst intakt blieb? Und wenn sie sich nach dem nuklearen Feuer

hierher gerettet hatten, warum waren sie dann trotzdem verkohlt?

Ich sah mich weiter um, fand aber nichts als die Asche des Feuers und die Asche der Menschen. Die Lage blieb mir so unverständlich wie meine gesamte Exkursion.

Mobiles Tagebuch, Tag 22, 11. Juli

05:00 Uhr Ich irre jetzt den dritten Tag durch diese herrenlose Welt. Die letzte Nacht verbrachte ich unter furchtbaren Zuständen in einem kleinen Zelt, das ich extra für diese Zwecke mitgenommen hatte. In der ersten Nacht hier draußen konnte ich ja nicht schlafen, sondern war schockiert vom Anblick der zugrundegegangenen Zivilisation. Als ich mich wieder besann, war es Morgen geworden und ich hatte die ganze Nacht über auf der Erde gesessen und nachgedacht, und vorgekommen war es mir wie eine Pause von einer Stunde. Doch für die letzte Nacht brauchte ich eine Liege-Möglichkeit und mußte Ruhe finden.

Nach dem Fund der vier Toten in der teilweise noch überdachten Lagerhalle sah ich keinen Grund, nach einer weiter entlegenen Möglichkeit zur Übernachtung zu suchen; mehr noch, die Reste eines Daches waren ohnehin das Beste, das ich zu erwarten hatte. Also stellte ich ein kleines Zelt auf den Boden und legte mich, noch im Schutzanzug eingeschlossen, hinein auf eine Isomatte. Ich öffnete kurz den Helm und aß von meinem dicht verpackten Proviant. Dann schloß ich ihn wieder. Ich legte mich dererleimaßen ins Zelt, daß ich den Reißverschluß der Eingangstür an den Fußknöcheln schließen konnte, und die verschmutzten Stiefel

selbst draußen blieben. Und auch sonst achtete ich peinlich darauf, daß keine Fläche meines Körpers mit irgendeiner Form von Asche, Leiche oder sonstwas in Kontakt kam.

Wie eine Seifenblase zersprang meine Vorstellung davon, im Frühjahr Kartoffeln auszusähen oder eine andere Nutzpflanze in die Erde zu verbringen. Jedenfalls nicht hier und nicht um Umkreis des Bunkers. Vielleicht irgendwo in der Ferne. Aber wie sollte ich da hingelangen? Und wer garantierte mir, daß das Geerntete nicht auch verstrahlt sey? Ich kann doch nicht ständig meine Lebensmittel auf Strahlung untersuchen, nur um sicherzugehen!

Das Dosimeter zeigte im freien Feld immerhin eine Reststrahlung von 2 rad/h, und in der Nähe größerer Gebäudetrümmer fast 4 rad/h. Man konnte die unumgängliche Gefahr zwar nicht wahrnehmen, aber mit jeder Sekunde, die ich in der Außenwelt agierte, würde ich ein wenig mehr sterben.

Die Frage nach Besitztümern wurde nichtig; nicht nur, weil es niemanden mehr gab, der Anspruch auf irgendetwas zu erheben vermochte. Alles würde fortan ohne Ekel betrachtet, ob ein Überlebender nun Kleidung oder Nahrungsmittel in den Trümmern suchte: Alles würde der unwirklichen Umgebung gleichgesetzt und gleichwohl man nun ein Teil von ihr sey, so ernährte man sich ohne Hintergedanken aus ihr.

Vielleicht sehe ich auch nur einen begrenzten Blickwinkel; eine besonders zerstörte Facette des Krieges, und außerhalb von hier, vielleicht in einer Entfernung von 300 km, sieht die Welt noch so aus, wie ich sie in Erinnerung habe. Aber mein Gefühl sagt mir, daß dies das Ende der Menschheit ist. Und haben doch einige wenige überleben »dürfen«,

so werden auch sie bald durch die nachgeschalteten Auswirkungen zugrunde gehen: verdunkelter Himmel, Temperaturabfall. Schon jetzt kann ich feststellen, daß es für Mitte Juli so kalt ist wie im Herbst – und was kommt wohl noch?

In dieser Nacht träumte ich auch von der Berechtigung unseres Schicksals, sozusagen den »Preis« für die Hochnäsigkeit des menschlichen Willens, alles ständig und überall verbessern zu müssen. Sicherlich, das macht den Menschen aus und ohne dieses Streben könnte ich mich heute weder in einen schützenden Anzug hüllen noch die Werte eines Dosimeters ablesen. Und doch habe ich beides nur, um mich vor etwas zu sichern, daß es nicht zwingend geben muß, um die Welt voranzubringen.

Vielleicht, und das ist die Konsequenz meiner Überlegungen, haben wir Menschen verdient zu erfahren, was es mit der Radioaktivität wirklich auf sich hat; jenes widerliche Zeug, das an wirklich jedem Trümmer zu kleben scheint, ohne daß es sich abwaschen ließe. Eine Gefahr, unsichtbar und langanhaltend, daß sie das menschliche Glück schlichtweg überfordert. Und mit so etwas hatten wir noch nie zu tun.

Wie begegnet man einem Schadstoff im Wasser? Fischt man die einzelnen mikroskopischen Partikel per Hand heraus? Das ist zu großer Aufwand. Oder verbringt man das kontaminierte Wasser in einen Filter? Das wird schon mehr bewirken, aber vielleicht nicht alles fassen. Und wenn es ein im Wasser dissoziiertes Salz ist? Ionen, die jeden mechanischen Filter überwinden, weil sie nicht größer als Wassermoleküle sind? Der Chemiker würde dann eine Fällungsreaktion empfehlen: Die Ionen binden . . . , »greifbar« machen.

Nun, das mit der »Greifbarkeit« ist bei radioaktiv konta-

miniertem Material nicht das Problem. Es ist das Problem, daß, wenn die Kontamination in einer solchen Wirkungsweise aufgetreten ist, wie sie uns hier vorliegt, sie nicht mehr »gesäubert«, sondern nur noch begraben werden kann. Und selbst dann bliebe zweifelhaft, ob sich die Welt jemals erholt. Man müßte ja alles begraben, das man sieht! Alles, soweit man schauen kann, und sey es bis zum Horizont! Leichen, Trümmer, Autos, Städte! All das und am besten der gesamte Mutterboden müßten abgetragen und dort deponiert werden, wo es keinen Platz für ihn gibt. Wenn die Oberfläche der Erdkugel eine Müllhalde geworden ist, dann kann man sie nicht säubern, indem man den Müll von einer Seite zur anderen schiebt! Und so hoffe ich, daß, falls überhaupt, niemals jemand eine Möglichkeit finden wird, um radioaktive Strahlung künstlich zu neutralisieren. Denn dann hätten wir endgültig unsere Unfähigkeit zum Lernen bewiesen, und es würden all jene Gründe berechtigt, die damals vor ihrer Nutzung scheuten.

Ob der Atomkrieg abwendbar gewesen wäre, wenn schon vor langer Zeit eine Großstadt durch einen havarierten Atomreaktor kontaminiert worden wäre? Eine Stadt mit fünf Millionen Toten? Hätte deren Opfer all das abwenden können? Um das im Geiste beantworten zu können, schlief ich kaum eine Stunde.

Dieser Tag war dunkel und selbst gegen Mittag stieg die Tageshelligkeit kaum auf das Niveau, das man von der Morgendämmerung kennt. Aschgraue Wolkenschwaden trieben selig am Himmel vorüber und schlossen sich einem Konvoi ihresgleichen an, der mein Land gen Westen verließ. Andernorts schienen die Gebilde am Himmel dagegen still-zustehen. Still war auch die sonstige Umgebung um mich

herum: als erwachte man in einer schalldichten Kammer. Da kaum ein Wind ging, hörte man wohl kilometerweit, und hörte doch nichts. Kein Vogel sang, keine Katze schlich durch den Schutt, keine Insekten erfüllten die Luft von schwirrendem Summen; alles hatte sich verkrochen oder war gestorben. (Welch' verlegene Wohltat empfand ich, als mir ein aus den Trümmern ragendes, gebrochenes Wasserrohr gewahr wurde und ein kleines Rinnsal davon herabplätscherte!)

Wie ich durch die Ruinen wanderte, erschien mir notwendig, mir diesen neuen Blick vertraut werden zu lassen; er wäre wohl für viele Jahre das, was die damaligen Menschen den täglichen Anblick eines Hochhauses und anderer Personen nannten; was sie schätzten, gar liebten, oder fürchteten und verdamnten. Ich überquerte mit jedem Schritt die Schatten dessen, über das man ärgerte und echauffierte, oder über das man erstaunte und lachte: Setzte ich gerade Fuß auf einen U-Bahn-Wagen, der jemanden kurz vorher vor der Nase weggefahren ist und der in seinem Ärger glaubte, seine Belange seien von irgendeiner wesentlichen Bedeutung? War jene Asche dort einmal eine Zeitung, aus der ein interessierter Leser herauslas, daß die politische Lage zunehmend instabil wird und etwas dagegen getan werden müsse? Nun, auch dieser Appell kam zu spät und bedeutet heute nichts mehr. Meinungen, Ansehen, Geldscheine sind nicht länger die Währung, für die etwas zu bekommen ist. Nur wer bedauert, der lebt. Und wer lebt, ist vielleicht besser dran als die Toten.

14:32 Uhr Hunger quält mich, aber nicht sehr stark. Ab und zu grummelt mein Magen und ist dann wieder für Stunden ruhig. Beim Anblick meiner Umwelt vergeht mir sowieso der Appetit, auch in Hinblick auf die von mir erdachten Feldfrüchte, die ich auf einem nahen Acker anbauen wollte. Den letzten Schluck Wasser habe ich heute morgen aus einem Schlauch gesogen, dann war der 3-Liter-Behälter leer. Selbstverständlich erwog ich zu keiner Sekunde, meine Vorräte durch fließendes Wasser aus der Umgebung, das es durchaus, wenn auch verunreinigt, gab, zu ersetzen. Aber noch wollte ich nicht aufgeben; noch wollte ich meine Augen mit dem erdrücken, das mir die Umwelt darbot. Denn wer konnte schon sagen, wann oder ob ich jemals wieder hier herauskäme?

Wie lange kann ich noch durchhalten? Ich bin erschöpft, will aber weitergehen. Riskiere ich, irgendwann und irgendwo einfach umzufallen und es nicht mehr in den Bunker zurückzuschaffen? Wenn nur dieser Durst nicht wäre ... – vielleicht sollte ich mir ein Schritt- oder Zeitmaß vorgeben, bevor ich – –

Tag 24, 12. Juli

08:04 Uhr, -4°C, 2 rad Ich verfasse nun den ersten Eintrag nach meiner glücklichen Rückkehr in den Bunker ... , in mein Zuhause. Nunmehr erscheint mir dieser Ort wie der schönste auf Erden.

Wie sich rasch gezeigt hat, war meine Rückkehr nicht nur angebracht, sondern auch notwendig. Kurz zum unterbrochenen Satz meines letzten Eintrags – der Kugelschreiber

war alle! Glaubt man das? Also gebe ich jetzt wieder, was mir sonst da draußen widerfahren ist:

Ich folgte für einen halben Tag weiter den Spuren der Zerstörung und orientierte mich entlang der ausgedehnten Industriestraße nach Osten, immer vorbei an den Strukturen, die noch standen oder bereits dem Erdboden gleich waren: Und je weiter ich mich von der Stadt entfernte, desto weniger erahnte ich den Einflußbereich einer nuklearen Detonation. Ganz besonders konnte man das an den Bäumen sehen: Nahe dem Stadtzentrum waren, wenn überhaupt, noch verkohlte Baumstümpfe, entwurzelt oder zerrissen, ersichtlich, und kaum höher als kniehoch erhalten. Am Stadtrand passierte ich hin und wieder auch einen mannhohen Stamm, aber ebenso entwurzelt und von schwarzer Rinde, einige schwelten sogar noch. Weiter entfernt davon standen die Bäume noch aufrecht, aber entastet wie nach einem Sturm. Und dort, wo ich am Abend rastete, sah die Welt noch so aus wie gewohnt. In ein ewiges Dunkel gehüllt, da fühlte ich mich ohnehin am wohlsten; als würde man die Augen schließen und seine Fantasie entfesseln: Seligkeit aus der Erinnerung beziehen und alles andere für unwirklich halten.

Es überraschte mich auch wenig, daß ich noch immer keine Müdigkeit zeigte. Aufmerksam leuchtete ich mit meiner Taschenlampe in der Gegend herum und erhellte, mich am vertrauten Anblick erfreuend, jedes Gebäude, jeden Busch und jeden Zaun. In der ersten Nacht, so erinnere ich mich, fürchtete ich mich zum Teil noch vor einem »Überfall«. Mit Plünderern hatte ich, trotz meiner Suche nach Überlebenden, gerechnet, und ich wußte, daß es ein Wagnis war, den Bunker zu verlassen. Und natürlich gab ich, in

einen gelb-weißen Schutzanzug gekleidet, auch ein leichtes Ziel ab, insbesondere, wenn ich in der Dunkelheit mit einem Taschenlampenlicht auf mich aufmerksam machte. Nun jedoch, in der dritten Nacht, war es mir egal: Freizügig leuchtete ich herum, rief jedoch nicht. Ganz so, als gehörte ich in diese leergefegte Welt, bewegte ich mich nun auch auf den Hauptstraßen und schlich nicht mehr durch die Trümmer herum. Ich hatte auch aufgehört mir Gedanken über die Sonderbarkeit zu machen, daß ich sowohl kaum Leichen entdeckte noch Überlebende, nicht einmal Plünderer, antraf. Das mag dem vernünftigen Geist insofern von Belang erscheinen, daß er über diese Paradoxie aufschreien mag. Doch versetze man sich in meine Lage! Ich bin immerhin Zeuge eines ganz neuen Zeitalters, von dem niemand weiß, wie es kommen konnte, oder wie es in Jahren aussieht! Emotionen und Erinnerungen überfluteten meinen Geist, von allem nahm ich nur noch Details wahr und sortierte alle Eindrücke im Schlafe neu. Nur daraus finde ich meinen Weg ...

Am Abend war es kalt geworden; so kalt, daß ich mir wünschte, einen weiteren Schutzanzug und eine weitere Lage Unterzeug zu tragen. Ich wünschte mich an ein wärmendes Lagerfeuer und sogar in meinem Helm schien der Wind hereinzuwehen! Bald schon wurden meine Füße und Hände kalt und ich liebte, andauernd in Bewegung zu bleiben.

Mitten in der Nacht näherte ich mich einem Verschlag, einer Art Schuppen, gemauert, aber ohne Tür, kaum zwei Meter hoch und vier Meter lang. Vorsichtig leuchtete ich hinein und erkannte sogleich weitere Spuren menschlichen Daseins: In einem Winkel lag eine verdrückte Matratze,

daneben war eine Kerze aufgetropft und es stand eine Konservendose ohne Etikett da, in der sogar noch der Löffel steckte. Da alles sah so aus, als habe hier jemand genächtigt und gegessen, und sey dann weitergezogen. Nach wie vor gelang es mir aber nicht eindeutig zu entscheiden, ob das Erschaute von einem Überlebenden zeuge, oder sich nur ein Obdachloser weit vor der Nuklearbombe hier durchgeschlagen hatte. Für den Moment jedenfalls suchte ich Deckung vor dem beginnenden Nieselregen und ich mußte eine Entscheidung treffen.

Auch wenn sich angesichts der Dunkelheit längst keine Wolkenbänder mehr ausmachen ließen, wurde ich leicht der ansteigenden Niederschlagsrate gewahr. Anfangs schaute ich dem Treiben mit Interesse zu, denn Regen hatte ich schon lange nicht mehr gehört. Erst als es in den sich bildenden Pfützen immer lauter plätscherte, nahm ich wieder Vernunft an: Ich hockte mich in die Ecke und schlug den zusammengefalteten Stadtplan auf dem Knie aus. Dann war der Entschluß gefaßt: auf direktem Wege zurück zum Bunker, ohne Umwege durch die Innenstadt. Das dürfte zwar auch einige Stunden dauern, sey aber nicht schneller zu bewerkstelligen.

Ich prüfte die Ausrüstung und Kleidung, verschloß alle Taschen und schaute mißtrauisch in den Himmel, auch wenn nichts zu sehen war. Das Licht der Taschenlampe an meiner Brust spiegelte sich im Glas meines Helms und zahlreiche Tropfen rannen vor meinen Augen vorüber: Wäre der Niederschlag eine zusätzliche Gefahr für mich?

Als ich losging, zeigte das Dosimeter kaum 1 rad/h, nur eine halbe Stunde später waren es gut 4 rad/h, Tendenz steigend. Kein Wunder, denn der Niederschlag wusch den

Fallout aus der Asche und mobilisierte ihn neu. All das klebte nun natürlich wieder an meinen Stiefeln und wirbelte um mich herum. Solange der Schutzanzug unversehrt bliebe, drohte mir keine Gefahr. Und eine Weile hoffte ich, daß die Angst mir nicht die Gedanken füllte, etwa, was geschehe, wenn ich stürze und mir den Anzug zerreiße.

Unbeirrt ging ich weiter und lief gegen einen stärker werdenden Wind an. So hielt ich mich von Bäumen fern, um herabstürzenden Ästen zu entgehen, und hielt Ausschau nach allem, das mir entgegenfliegen konnte. Dazu kam, daß es immer kälter wurde.

Hin und wieder warf ich einen Blick auf das kleine Thermometer, das an meinem Rucksack baumelte: Es zeigte einen Wert knapp unter dem Gefrierpunkt. Mir selbst kam es kälter vor und ich fröstelte unter meinem dünnen Schutzanzug. Nun trieb mich nur noch die Sehnsucht nach dem Bunker an, und ließ mich trotz meiner Erschöpfung nicht pausieren. In den frühen Morgenstunden erreichte ich den Bunker: durchgefroren und voller Angst, beim Auskleiden einen Riß in meinem Schutzanzug zu entdecken.

Nacheinander legte ich ab und sortierte alles vor mir auf dem Boden: die leeren Nahrungsbehälter und Flaschen, das mobile Tagebuch und den verbrauchten Stift, die Meßgeräte und die Taschenlampe. Dann setzte ich den Helm ab und eine Atemmaske auf. Langsam und behutsam stieg ich aus Anzug und Stiefeln und legte beides, noch vorsichtiger, in eine spezielle Kiste für kontaminierte Gegenstände. Erst dann entfernte ich mich und spülte den gefühlten Dreck in der Dekontaminationsdusche von meiner Haut. Dabei verbrauchte ich das Wasser von vier Tagen. Und eine ebenso große Reserve schien ich anschließend zu trinken und zu

essen. Aber es war mir egal, nach dem, das ich sehen mußte.

Tag 25, 13. Juli

10:18 Uhr, -12°C , 4 rad Gestern habe ich aus Erschöpfung viel geschlafen und nur das nötigste erledigt: Die Wasser- und Luftfilteranlage geprüft, die Dichtigkeit der Schleuse gecheckt, den Schleusenbereich gereinigt. Sonst lag ich im Bett und dachte nach. Meine Glieder schmerzten und auch mein Kopf, obwohl ich laut meinen Messungen nicht kontaminiert sein konnte. Der Schutzanzug hatte jedenfalls seine Dichtigkeit bewahrt. Vielleicht nur die Aufregung und Enttäuschung. Und die Mutlosigkeit nicht zu wissen, was jetzt zu tun ist. Als wäre ich auf dem Planeten Erde in einen Bunker gegangen, und hätte ihn auf einem fremden, menschenleeren Planeten wieder verlassen ... – wie soll ich zurücksehen? Was soll ich mit meinen Erinnerungen beginnen?

Hinzu kommt, daß ich mein eigentliches Problem nicht angehen konnte, denn ich fand in den Trümmern kein passendes Ersatzteil für den Filterstutzen. Also werde ich wohl die Luftversorgung für weitere Räume abschalten müssen ... wieder manuelles Lüften?

Tag 28, 16. Juli

15:44 Uhr, -11°C , 3 rad Die Temperaturen steigen nicht mehr über -5°C . Es wird nicht mehr wärmer, selbst gegen Mittag! Was für eine Scheiße ist das? Und wo ist meine

Familie? Warum ist Jasna nicht hier? Jas—

Tag 29, 17. Juli

16:02 Uhr, -10°C, 2 rad Fast ein Monat ist seit dem Ereignis verstrichen. Und es läßt sich nicht leugnen, daß ich jedwede Hoffnung verloren habe. Obschon ich die Notwendigkeit einsehe, bereue ich seit heute morgen, den Bunker überhaupt verlassen zu haben. Nun, wenn ich das Lager kontrolliere, schaue ich argwöhnisch auf die Säcke Saatgut, fast so, als wüßte ich nichts damit anzufangen. Fast so, als handle es sich um kleine Beton-Brocken, die vom Bunkerbau übriggeblieben sind und jetzt zu nichts mehr taugen.

Mein Gemüt ist gedrückt und stets laufe ich mit einem betrauten Gesicht herum. Das weiß ich auch, ohne in den Spiegel zu sehen. Und ich frage mich, was das aus mir macht: Gestern abend prüfte ich die Verschlüsse am Wasserbecken im Labor und entdeckte eine locker sitzende Dichtungsmuffe, aus der Wasser tropfte. Aber anstatt einfach eine neue Muffe aus dem Lager zu holen (von denen habe ich tatsächlich Dutzende vorrätig!), nahm ich einfach Klebeband und umwickelte die Stelle mehrfach. Als ich den Raum verließ, tropfte es immer noch und eine kleine Pfütze bildete sich darunter. – Was nur bewegt mich zu dieser Gleichgültigkeit? Zu diesem maßlosen Wasserverbrauch in einem Bunker inmitten einer postnuklearen Landschaft, wo eigentlich jedes Gut, ob Wasser oder Säcke mit Saatgut, wertvoll ist?

Immer früher gehe ich zu Bett und hoffe, daß ich nicht von den Eindrücken zerstörter Landschaft träume. Dann

wache ich auf und wünsche mir, daß nichts von all dem geschehen ist. Erst letzte Nacht fiel mir auf, daß ich schon seit einer kleinen Ewigkeit nicht mehr versucht habe, mich an die Gesichter meiner Familie zu erinnern: Auch sie schienen mir gleichgültig geworden zu sein wie jeder andere Tote, der da draußen irgendwo unter den Trümmern dahinschimmelt. Erst jetzt ... realisierte ich meine Situation; zwar das Glück in meiner Lage, aber auch meine Isolation.

An wen würde ich mich in Zukunft wenden können? Wem erzähle ich von meinen Gefühlen und Erinnerungen? Wem vermittele ich meine Kenntnisse und Fertigkeiten? Bleibt mir am Ende nur das Tagebuch? – Wollte ich nicht, zusammen mit meiner Familie, stolz aus dem Dunkel und Sicherheit des Bunkers treten, hinaus ans Licht einer zwar zerstörten, aber wiederaufbaubaren Welt, um die Überlebenden und zu Hilfe gekommenen Retter zu begrüßen und mit den Vorräten aus unserem Bunker beizustehen?

Das alles war nun nicht mehr notwendig: Ich konnte alles behalten, bis ans Ende meines Lebens. Ich mußte keine Plünderer und Gesetzlosen fürchten, hatte keine Verantwortung. Niemals wieder.

18:49 Uhr, -7°C, 1 rad Der Sturm scheint nachzulassen. Das ist auch schon das einzige, das sich in positiver Weise vom Abschluß des Tages berichten läßt. Nun ist es wieder totenstill hier im Bunker, genau wie in meinem Herzen, und wortlos schmolle ich bis in die Nacht. Keines der Bücher in meinen Regalen und keine der aufgestauten Erinnerungen in meinem Lager vermögen mir Trost zu spenden. Die Bücher sind wie von leeren Seiten, ohne die Möglichkeit,

etwas daraus zu lernen. Würde ich fortan alles Wesentliche aus mir selbst ersinnen? Ist *das* mein Schicksal?

Der Tag endet wie jeder vorherige: mit einem großen *Wozu?* Warum das Bettzeug aufschlagen oder das Zimmer kehren? Wieso die verbliebenen Konservendosen zählen oder einen Blick auf den Kalender werfen? Nur, um daran erinnert zu werden, daß es nichts mehr gibt, das zu Ende gehen könne (sondern bereits alles *nach dem Ende* sey?).

Ich weiß sehr wohl, daß mein Kummer destruktiv ist, aber ich weiß ebenso wenig, wie dem beizukommen ist. Hier im Bunker finde ich alleine keinen Trost, und außerhalb schon gar nicht. Ich bin ein Überlebender und trotzdem gefangen, ohne Chance auf Begnadigung. Wer wissen will, wie es ist als letzter Mensch der Welt . . . , der möge versuchen so zu sein wie ich – und würde es noch immer nicht wissen.

Tag 30, 18. Juli

04:15 Uhr, -16°C, 1 rad Ich spüre, daß sich meine Mutlosigkeit in Zorn umschlägt. Das äußert sich freilich auch in meinen Träumen. Denn gerade erst träumte ich von einem interessanten Gedankenexperiment, das mir aufzuzeichnen sinnvoll erscheint und den Lesenden zeigt, wie es in mir aussieht:

Jedenfalls nehme man im folgenden an, daß zurzeit kurz vor Beginn eines Atomkriegs nur diejenigen Einlaß in den rettenden Schutzbunker finden, die sich aller Habseligkeiten (bis auf Kleidung, ggf. Seh-, Geh- und Hörhilfen sowie Rollstuhl) entledigen können. Es gibt also Platz für alle Menschen, aber ausnahmslos alle sollen abgewiesen wer-

den, die Bargeld, eine wertvolle Brosche oder sonst etwas hereinzuschmuggeln versuchen, und auch solchen soll der Einlaß verweigert werden, die im letzten Moment zur Besinnung kommen und direkt am Eingang des Bunkers ihre Reichtümer aus den Taschen nehmen. – Nun die Frage: Wie viele Menschen werden mit Vertrauen kommen und sich an diese Regel halten?

Wie mir diese Überlegung kommt, lege ich mich wieder schlafen und erst nach einer weiteren Stunde Schlaf gelange ich zu einer Antwort. Erneut wiederhole ich die Frage: Wer kann, angesichts drohender Lebensgefahr, seinen bisherigen Lebensstil ablegen und das Wesentliche erkennen? Wer glaubt, im Maße höchsten Selbstbewußtseins, sich zu befreien von allem Tand, der einen an ein unsinniges Dasein bindet, und wer glaubt an eine Zukunft, in der sich ganz von Neuem beginnen läßt? – Ohne, daß man etwas aus der Vergangenheit mitbringt, und ohne daß man, nach Austritt aus dem Schutzbunker, ein Land der Vergangenheit erwartet? Und ferner: Darf auch ich mich dieser Arroganz hingeben? Ich, der sich vorsätzlich mit einem Haufen Vorräten allein mit seiner Familie wegschließen wollte?

Über diese Antwort noch frustrierter, begab ich mich ins Bad, spülte mir mit eiskaltem Wasser das Gesicht und legte mich wieder schlafen.

13:13 Uhr, –6°C, Strahlendosis unwesentlich Offenbar haben die letzten Träume doch etwas bewirkt: Ich habe wieder neuen Mut gefaßt und weiß noch immer nicht, woran ich mich eigentlich halten kann. Aber ich fühle mich besser.

Ich fürchte mich davor, über die genauen Gründe nachzu-

denken: Es kann ja nicht die Hoffnung sein, meine Familie jemals wiederzusehen. Und einen Hungertod fürchte ich ebenfalls nicht. – Noch lange nicht. Wurde ich vielleicht nur »erschreckt« von dem, das ich da draußen gesehen habe, und könnte es nun, da ich mir meiner Lage nüchtern bewußt werde, vielleicht von Vorteil sein, das Geschehene objektiv zu dokumentieren? Vielleicht beziehe ich einen Hauch Hoffnung aus der Möglichkeit, daß es nicht überall auf der Welt so aussehen kann wie um Winnow: Würde ich nur weit genug fortlaufen, dann ... – Aber wie weit schaffe ich es mit Schutzanzug und einem Rucksack?

Darüber hinaus müßte ich eine Entscheidung in nächster Zeit fassen, denn es wird wohl vorerst nicht mehr wärmer werden, von den eigentlichen Wintermonaten ganz zu schweigen. Um zu fliehen, scheint das Heute jedenfalls der rechte Moment zu sein.

16:00 Uhr, –8°C Gerade habe ich das Funkgerät angeworfen und meine Lieblingsfrequenzen abgehört. Das erste Mal seit Tagen. Aber wie erwartet: überall nur Rauschen, nicht das geringste Anzeichen für Leben da draußen, nicht einmal ein Piepsen oder greller Dauerton. Minutenlang horchte ich tief in den Lautsprecher und habe gehofft, irgendetwas zu hören, das von einem Menschen abgesendet worden sein könnte. Nichts. Ich werde noch verrückt.

Soll ich nun mein Fortgehen planen oder weiter hier ausharren? Was lasse ich schon zurück? Ist es denn so viel besser, irgendwo da draußen zu verrecken, auf der Suche nach *den anderen*?

Es gibt nichts, das mir Antwort darauf geben kann. Weder

steht mir die Möglichkeit frei, mich in meinen Absichten mit einer vertrauten Seele auszutauschen (nicht einmal, wie es der Idealfall wäre: mit einer Stimme aus dem Funkgerät), noch in einer Bibel oder einem anderen moralischen Berater nachschlagen. Ich muß selbst die Entscheidungen für mein Leben treffen und dabei auf meine Erfahrung und meinen Instinkt, sozusagen »mein Herz«, hören. Dabei darf ich mich aber nicht von der Angst beeinflussen lassen, die den Menschen gelegentlich, nicht immer, zu den richtigen Entscheidungen treibt. Wer sagt: Vertraue dem Instinkt?

Tag 31, 19. Juli

07:09 Uhr, -9°C, keine Strahlung registriert Die Räumlichkeiten beengen mich. Im Aufenthaltsraum fühle ich mich ebenso wohl (oder unwohl) wie in einer Ecke im Flur zwischen den Räumen. Heute morgen bin ich unbemerkt fast eine Stunde im Kreis gelaufen, immer durch den inneren, kreisförmigen Flur. Und beim Vorbeischreiten der Türen rechts und links kam es mir vor, als würde ich einen endlosen Gang gehen. Und dann blieb ich plötzlich stehen, irgendwo zwischen Vorratslager B und Küche. Für eine Sekunde wußte ich nicht, wer ich war und wo. Ich bildete mir sogar ein, am vorherigen Tag eine Übertragung im Funkgerät abgehört zu haben:

Durch mein Gehirn blitzte die Fiktion, daß ich die Ansprache eines Rebellenanführers vernahm, der sich, aus Zorn über den Atomkrieg, gegen die eigene Regierung stellt und sie des Völkermordes anklagt, obwohl diese die Schuld des Erstanschlags auf das gegnerische Land schiebt und

immer nur von »Verteidigung« geredet wird. Der Rebell hält dies für irrelevant, schließlich hätten auch wir fremde Städte bombardiert und Leid verbracht. Außerdem gebe es in einem Atomkrieg keine Form der »Verteidigung« – jeder Mensch sey Verlierer. Und deshalb hetze er seine Mitstreiter und das Volk auf, die regierende Ebene abzuschaffen und sie zur Demontage jeder verbliebenen Atombombe zu zwingen, ohne Kompromisse oder Gnade.

Es ist wohltuend, seinen derben Worten zuzuhören, auch wenn ich nicht den Pauschalisierungen eines Kriegstreibers nacheifern will. Er spricht, in meiner Erinnerung, gut eine Stunde, bevor sich die Übertragung verschlechtert. Aber atemlos und höchst aufmerksam lausche ich seinen Worten und will am liebsten in seiner unmittelbaren Zuhörerschaft stehen. Er zeigt mir, daß ein Teil der Welt überlebensfähig geblieben ist und nun nach Erneuerung und Vergeltung strebt. Die Suche nach der Schuld wird unerbittlich sein, und ebenso ist sie zur Ergebnislosigkeit verdammt. Aber das alles macht nichts – denn ich wäre nicht länger allein.

Tag 32, 20. Juli

6:33 Uhr, –10 Grad Celsius Ich erwachte aus einer Nacht, in der ich furchtbar gemartert worden bin: Es ist weniger die Ausrichtung meines Liegens gewesen, die mich quälte, als der Kummer bezüglich einer ungewissen Zukunft. Und je länger ich für die Entscheidung brauche, desto niedriger sind meine Überlebenschancen. Dabei drängt sich bei jedem denkbaren Szenario die Frage auf: Lohnt es sich überhaupt zu fliehen oder weiterzuleben?

Es ist nicht so, daß meine Fantasie nicht ausreichte, um mir vorzustellen, daß ich, im Falle meines Fortgehens, irgendwann auf eine Gruppe anderer Überlebender treffe, mich vielleicht sogar neu verliebe und meinen Lebensmut zurückgewinne! Trotzdem berauscht mich eine Ahnung, daß ich ein Verdurstender in der Wüste bin und es mich nicht überrascht, vor mir eine belebte Getränkebar zu sehen, an der man mich zu einer kühlen Limonade einlädt. Vielleicht bin auch ich schon schwachsinnig und fantasiere über eine Zukunft, die es gar nicht geben kann. Andererseits habe ich nur die unerschöpflichen Ruinen Winnows gesehen, und wer weiß, wie die Welt dahinter aussieht?

Jedenfalls schmerzt mir mein gesamter Rücken, von der Hüfte bis zur Schulter. Sogar in den Ohren zieht es, wenn ich den Kopf wende.

10:04 Uhr Soeben habe ich bemerken müssen, daß zwei der drei im Bunker verteilten Dosimeter ausgefallen sind, und das Verbliebene zeigt einen Wert von 2 rad/h, und das innerhalb des Bunkers! Sofort suchte ich die mobile Strahlungssonde aus dem Lager und durchstreifte damit alle Räume und Flure. Und tatsächlich: Es muß ein Leck geben! Denn im südöstlichen Korridor ist die intensivste Strahlung meßbar (fast 5 rad/h), in alle anderen Richtungen nimmt sie ab. Ob ich mich deshalb seit letzter Nacht so elend fühle? Wie konnte der Bunker nur lecken und das ausgerechnet im Bereich der Wasser- und Luftversorgung?

Ich schalte den Versorgungskreislauf auf die inneren Flure und schließe alle Türen um den betreffenden Bereich, bis mir etwas anderes einfällt. So ein Daus!

11:12 Uhr Ich wage keinen Schritt mehr ohne Schutzanzug, und der Geigerzähler liegt stets griffbereit. Glücklicherweise scheine ich das Leck isoliert zu haben, denn die innersten vier Bunkerräume, darunter mein Schlafräum, sind vollkommen strahlungsfrei. Vorsichtshalber trinke ich nur noch in Flaschen abgefülltes Wasser und habe damit begonnen, die südlich liegenden Lagerräume zu leeren und die Lebensmittelkisten zu mir in den Raum zu tragen. Eine Arbeit, die mit einem Schutzanzug am Leib nicht leichtfällt. Auch das Verfassen dieses Eintrags ist mit Handschuhen mühselig und erinnert mich an die Stunden in Winnows Ruinen. Ich fühle mich, als würde ich in einer Falle stecken.

18:04 Uhr Obwohl ich während meiner »Außenmission« in Winnow den Schutzanzug fast drei Tage lang trug, bemerke ich heute abend, daß diese Form von Kleidung nicht für den dauerhaften Gebrauch gemacht ist. Ich sehe auch, daß Teile des Anzugs bei ständigen Bewegungen und vor allem dem Umstapeln von Lagergut so stark beansprucht werden, daß sie selbst zu lecken drohen und aller Schutz dahin wäre. Würde ich den Anzug ablegen, dürfte ich mich fortan nur noch im innersten Teil des Bunkers aufhalten – ich würde eine Gefängniszelle innerhalb meines eigenen Bunkers betreten.

Wenn ich mich doch nur schon entschlossen hätte, den Bunker hinter mir zu lassen und fortzugehen, um jenseits der atomaren Wüste ein neues Leben zu beginnen . . . , anstatt in zermürbenden Selbstzweifel hier auszuharren und Vorräte zu verbrauchen, langsam verstrahlt zu werden und noch nicht einmal weiß, für wen ich dies aufopfere!

Tag 33, 21. Juli

4 Uhr, –10 oder –12 Grad Celsius Jeder Rundgang, den ich antrete, erscheint mir wie ein »letzter Weg«, ehe ich diesem Schicksal endgültig den Rücken zukehre. Ich fühle mich mut- und hoffnungslos; jeder Lebenswille ist aus mir verblaßt. Als würde ein Gespenst in seiner eigenen Burgruine patrouillieren, schleiche ich mit vorgehaltener Taschenlampe durch die Gänge und beleuchtete Räume, die ich ohne Schutzanzug gar nicht mehr zu betreten wage.

Ich fürchte mich vor der Benutzung des aufgetürmten Geschirrs und Bestecks, und auch einige Lebensmittelkisten, die zu nah am mutmaßlichen Leck stehen, lasse ich unangetastet. Mit jedem Schritt meine ich radioaktiv verstrahlten Staub in nicht kontaminierte Bereiche zu tragen; schon jetzt sehe ich den Bunker als nicht mehr »rettbar«. Sessel und Couch laden vergeblich zum Sichhinbequemen ein; ich meide sie, aus Angst, mein Niedersetzen würde verseuchte Partikel aus den Ritzen der Polsterung blasen. Auch schreite ich mit unendlich langsamer Geschwindigkeit herum, um keinen unnötigen Staub aufzuwirbeln. (Ob man es so formulieren kann, daß ich eine Art »Schutzbunker-Phobie« entwickelt habe? Keine, die aus engen Räumlichkeiten resultiert, sondern aus der Furcht vor unsichtbaren Keimen?)

Dann stand ich vor dem Bücherregal, das mich eigentlich mit fesselnden Geschichten aus einem vergangenen Lebensstil unterhalten sollte. Jedoch, ich erkannte die Bücher nur noch teilweise an der Farbe ihrer Buchrücken! So, als würde meinem Gehirn eine unterschwellige Erinnerung daran vermittelt, ohne die Klarheit, was es mit den Texten wirklich

auf sich hat. – Und von zwei Büchern meinte ich gar, sie nie zuvor in meinem Leben gesehen zu haben; mehr noch, es war mir unerklärlich, wie sie den Weg in meine Sammlung gefunden haben sollten! Allen im Regal befindlichen Büchern und Heften war jedoch gemein, daß ich sie nunmehr als wertlos betrachtete; als Gegenstände, die zu verstehen oder benutzen ich mich außer Stande sah: So vermochte ich mir nicht einmal ansatzweise vorzustellen, in einem der Bücher aus reiner Vergnügung auch nur eine Zeile zu lesen! In meinen Augen waren sie, wie viele andere Gegenstände in meinem Umfeld auch, zu Dingen geworden, mit denen ich nichts mehr zu tun hatte oder haben wollte. Langsam wird mir klar, daß ich diesem Ort und diesem Leben immer fremder werde. – Nicht nur das begründet, warum ich kürzlich den Namen meiner Tochter vergaß. Ob die gefährliche Strahlung schon auf mein Gehirn einwirkt?

Tag 34, 22. Juli

5 Uhr, 9 Minuten, –11 Grad Mein Schlaf ist kurz und wenig erholsam. Ich habe fast keinen Hunger. Noch übergebe ich mich nicht. Aber das Dasein in diesem Loch, das ich einst mein zweites Zuhause nannte, macht mich depressiv und krank. Mein Fluchtinstinkt ist kaum noch entwickelt. Lieber will ich ausharren, bis sich alle Strahlung verflüchtigt hat. Aber ich weiß auch, daß die Strahlung gewinnt.

nachmittags Mir ist mittlerweile vieles egal geworden: Da ich die Pumpanlage und Luftversorgung für den äußeren Kreislauf für kontaminiert halte, sehe ich keinen Grund

sie zu warten. Im Schleusenbereich bin ich seit Tagen nicht mehr gewesen; theoretisch müßte ich versuchen, die dort abgelegte Kleidung von meinem mehrtägigen Ausgang durch Waschen zu »entstrahlen«. Aber es ist mir, wie gesagt, egal. Nahrungsmittel haben kaum Geschmack – ob es an meinem Befinden, falscher Lagerung oder sonst etwas liegt, kann ich nicht sagen. Meine Tomatensuppe heute mittag mußte ich kräftig würzen, um überhaupt etwas zu schmecken. Da ich meine Räumlichkeiten nur noch untergeordnet sauber halte, verwandelt sich zunehmend alles in jenen Verschlag, in dem ich in Winnow die Nacht zugebracht habe. Und nun lebe ich in einem Heim, das sich auch als von mir entdeckter und bezogener, längst verlassener Schutzraum bezeichnen ließe. Ich wechsle meine Kleidung nicht mehr und lege den Schutzanzug nur noch beim Gang zum Abort ab. Paradoxerweise führe ich auch kaum noch Körperpflege durch, etwa das Waschen von Gesicht und Füßen. So vieles ist mir gleichgültig geworden und nichts scheint mich retten zu können. Daß ich vor Einsamkeit noch nicht meinen Verstand eingebüßt habe, wundert mich am meisten.

Tag 36, 24. Juli

Esse seit gestern nur Brot, und trinke Wasser, um meinen Magen zu beruhigen. Habe dünnen Stuhl. Lasse sogar den Schutzanzug ausgezogen, um mir bei plötzlicher Notwendigkeit nicht selbst im Weg zu stehen ...

Nur bedingt lechze ich nach den Köstlichkeiten im Konservenregal; immer wieder fahre ich es mit den Augen ab, Reihe für Reihe: Eingelegte Pflaumen, Fisch, Kartoffelbrei,

Schokolade, ein Sack Äpfel, Haferflocken ... – und immer, wenn ich zum Sellerie komme, glaube ich kotzen zu müssen.

Ich liege geschwächt im Bett und manchmal kann ich gar nicht aufstehen. Habe daher Bettpfanne am Fußende stehen. Meine Kleidung stinkt, zumindest das rieche ich noch. Aber ich würde einen traurigen Anblick abgeben, wenn mich irgendwer so sieht. Aber wer sollte mich schon sehen? – Und schließlich dachte ich eine ganze Weile darüber nach, wer die letzte lebende Person war, der ich begegnete. Ich habe ein Gesicht im Geist, aber weiß den Namen nicht mehr dazu.

Tag 37, 25. Juli

das Thermometer zeigt –21? ... oh Gott Mir ging es heute morgen besser ..., kräftiger. Wenn ich nur die Sonne sehen könnte.

Der weitere Temperaturabfall schockiert mich. Wie kalt wird es noch werden? Vielleicht sollte ich verschwinden, ehe ich gar nicht mehr nach draußen kann.

12:04 Uhr Das stärkende Mittagessen aus Rindfleischsuppe und Karotten hat mir auch einen Teil meines Mutes wiedergebracht: Ich will mein Zeug packen und fortgehen. Keine Ahnung wohin; keine Ahnung, was mich erwartet. Ich habe zwar den Bunker dereinst gebaut, um all das Furchtbare auszusitzen, aber ich sehe auch, daß es keinen Sinn ergibt, ganz allein zu überleben. Ich nehme einfach so viel an Ausrüstung und Lebensmitteln mit, wie sich tragen läßt, und dann folge ich unablässig einer Himmelsrichtung bis zur

nächsten Stadt (die hoffentlich noch steht). Im Osten gibt es in annähernd gleicher Entfernung zwei größere Siedlungen ohne Industrie. Sie dürften nicht bombardiert worden sein. Dort will ich mein Glück versuchen. Und wenn ich dabei draufgehe ...

Tag 38

Ich bin gefangen, komme hier nicht raus! Das wird mein Grab.

abends Bin so erschöpft, daß ich kaum schreiben kann. Werde morgen berichten.

Tag 39, 27. Juli

Minus 18°C Habe mich etwas erholt, was meine Situation aber nicht besser macht. Was mich darüber hinaus beunruhigt ist, daß sich die Temperatur nicht mehr ändert: Sie schwankt seit vorgestern, ob Tag oder Nacht, nur noch um -19°C , bleibt sonst konstant?! Die Raumheizung läuft mit ganzer Kraft und trotzdem friere ich. Und ... ich bin hier gefangen.

Gestern früh wollte ich in die Freiheit aufbrechen und stand startklar, im Schutzanzug und mit viel zu schwerem Gepäck, an der Schleuse. Bereit, die Treppe zur Oberfläche ein letztes Mal hinaufzugehen und demjenigen Ort Lebewohl zu sagen, der mich wochenlang vor dem oben umgehenden Tod geschützt hatte. Ich drückte die Schleusentür

Automatik, aber die Tür klemmte. Wie ich ein wenig nachhalf, drückte es die Tür mit einem Male auf und eine manns-große Lawine aus weißgrauen Schnee stürzte über mich herein, sodaß ich rückwärts zu Boden fiel und aus den nachfallenden Massen herauskriechen mußte. Geistesgegenwärtig betätigte ich die Automatik zum Schließen der Außentür, denn unter Knirschen deutete sich weiterer Nachfall dieses kontaminierten Niederschlags an. Tatsächlich mußte der ganze Tunnel, von der Tür über die zwanzig Meter lange Treppe bis zur Oberfläche mit diesem Zeug verstopft worden sein!

Natürlich trugen die hereingestürzten und nun abschmelzenden Schneemassen, etwa eine halbe Tonne, nicht zur Reinlichkeit des Schleusenbereichs bei, und der Abfluß war mit so viel Wasser sichtlich überfordert. Also barg ich meine Ausrüstung, nun im Grunde ebenfalls kontaminiert, und schippte den nicht abgeschmolzenen Schnee beiseite, was gut zwei Stunden dauerte und das Raumvolumen der Dekontaminationsduschen vollständig aufzehrte. Freilich gab ich mich dem Gedanken hin, den ganzen Treppenschacht vor der Schleusentür freizuschaufeln (allein das würde einige Tage dauern, die ich zudem im Freien, d. h. nur teilweise geschützt und kalt, arbeiten müßte!), was aber bedeutete, den Abraum hier im Bunkergewölbe aufzuschütten. Dann wäre es mit der Sterilität wohl gänzlich vorbei und ich wäre gezwungen, den einzigen mir bekannten, nicht verseuchten Ort im ganzen Umland zu beschmutzen. Außerdem wüßte ich dann noch immer nichts von der Oberfläche: Türmte sich der Niederschlag schon bis hier herunter – wie hoch wäre er erst an der Oberfläche? Und sey er nur dreißig Zentimeter tief, so brauchte ich doch Schneeschuhe oder

ähnliches, und ein ganz neues Vorgehen in Hinblick auf die Orientierung! Kurz darauf verdrängte ich diese letzten Überlegungen und wollte nur noch »raus« aus meiner Falle. Panik überkam mich und ich rannte an das südöstliche Ende der Anlage, zum Notfall-Fluchttunnel.

Jetzt stand ich also vor der winzigen Öffnung, durch die ich mich zu quetschen hatte, wenn ich jemals wieder die Sonne, einen Baum oder einen Menschen sehen wollte. Ich öffnete den Verschluss in der Ecke, dort, wo sich der Eingang befand. Der Schein meiner Taschenlampe ließ den etwa 15 m langen Gang keineswegs weniger beengt und gefährlich aussehen. Ich ärgerte mich, ihn nicht geräumiger ausgebaut zu haben, aber er war ja schließlich nur für den Notfall gedacht. An dessen Ende gab es, so sagte es mir meine Erinnerung, einen kleinen Vorraum, eine Kammer sozusagen, und diese wäre auch die einzige Möglichkeit, meinen Körper ggf. um 180 Grad zu wenden und zurückzukriechen. Schließlich trennte eine Metall-Luke unter der Grasnarbe diese Kammer von der Außenwelt. Zunächst jedoch galt es, die lose Erde abzutragen, mit der der hohle Schacht bewußt verfüllt worden war, um Erschütterungen standzuhalten. Obwohl ich sofort mit dem Graben begann und die Erde eimerweise davontrug, brauchte ich ganze drei Stunden, bis ich mich ausreichend vorangearbeitet hatte, um die Metall-Luke sehen zu können.

In Erwartung niederdrückender Schneemassen stemmte ich das Luk vorsichtig an, aber es rührte sich nicht. Dabei hatte ich diesen Vorgang wenigstens einmal geübt und damals riß der Metalldeckel, einmal entriegelt, ganz leicht durch das Gras und man konnte der Dunkelheit entsteigen. Nun schien eine ungeheure Menge Schnee daraufzu-

drücken, so sehr ich meine Kräfte, durch die Enge eingeschränkt, auch aufbrachte. Die Enge war es übrigens auch, die verhinderte, sich einfach einen weiteren Ausgang zu graben, und selbst wenn es mir gelänge, mußte mir eine Schneelawine entgegenkommen. Mit einem Wort: Ich war ein eingeschneit.

Unter anderen Umständen hätte ich einfach Hilfe gerufen, ein Funkgerät stand mir ja zur Verfügung. Oder ich hätte bis zur Schneeschmelze im Frühling gewartet. Aber hatte ich überhaupt genug Vorräte bis dahin? Würde es jemals wieder einen Frühling geben, wenn es doch schon mitten im Sommer so kalt ist? Hier wurde mir die Konsequenz meines langen Zögerns vor Augen geführt. Und ich kann nichts dagegen tun.

Gedemütigt und verlassen kroch ich zurück und wollte auf halbem Weg am liebsten nur noch die Augen schließen. Ich entkleidete mich, ganz ohne Angst vor der Strahlung, bis zur Blöße und duschte eine Ewigkeit. Wahrscheinlich weinte ich auch unter der Dusche, aber Tränen werden ja fortgespült ...

14 Uhr Ich weiß mit diesem Tag nichts mehr anzufangen ... oder allen Folgenden. Mein Leben voller Pläne, Ideen und Träume erscheint mir nunmehr selbst wie erträumt: ermattet erwache ich des morgens und will mich erinnern, an das, was mich vor Kurzem noch so begeistert hat. Aber es schwindet und verblaßt. Und schließlich ist der Hoffnungsquell wie der Name eines Ahnen: Schau eine Generation zurück und du erinnerst dich an alles; schau zwei zurück und vielleicht kommen wir noch ihre Lebensdaten in Er-

innerung. Denke aber an eine Generation, die deiner um vier oder fünf voraus ist, und du wirst dich vielleicht noch an Vornamen in unterschiedlicher Schreibweise besinnen. Und irgendwann steht man vor einer Leere: Man weiß, daß da jemand oder etwas sein muß ... doch was? Wird es mir genauso ergehen, wenn mich jemand schließlich findet? Nur ein weiteres namenloses Opfer in diesem Krieg? – Ich heiße TAMERAN!

Tag 40, 28. Juli

Minus 17°C Ich sitze auf meinem Bett und trinke Kaffee. Um mich herum habe ich die Relikte meines Schattens einer Identität ausgebreitet und ich frage mich: Hätte man all das vermeiden können? Allem voran meine Einsamkeit und derzeitig ausweglose Lage? War ich im Leben irgendwann nur ein wenig falsch abgekommen und finde mich durch die multiplizierte Komplexität aller verwobenen menschlichen Schicksale nun an einem Punkt, an dem ich gar nicht sein sollte? – Glaube ich diesbezüglich an Vorsehung? Früher hätte ich das wohl spöttisch verneint. Aber wenn mich jetzt umsehe ...

Was nütze mir schon die klügste Vorbereitung? Meine Lieben sind tot, ich bin hier gefangen, zum Leben gibt es auch woanders nichts mehr. Habe ich das Unvermeidbare nur herausgezögert?

Was würde ich nicht dafür geben, nur noch einmal einen Specht gegen einen Baum trommeln zu hören, oder das Geläut eines Kirchturms? Die alltäglichen Motive, früher nicht wahrgenommen, vermisse ich sehr und scheine sie für

mein Menschsein auch zu brauchen.

In Erinnerungen versunken, ergebe ich mich dem Gedankenbild einer beliebigen Landschaft: Ein Seufzer im Sommer, ein Waldspaziergang im Herbst, schneebedeckte Berge etc. – Die beständige Assoziation mit den Jahreszeiten hilft mir beim Verbildlichen im Geiste, und doch ist alles genauso blaß und wenig dauerhaft wie der Blick auf eine farbige Seite im Buch: Man blättert weiter und denkt kurz nicht mehr daran . . . , und schon ist das Bild verschwunden. So viel Mühe hat man aufgewendet, um Börsendaten und gescannte Staatsverträge zu speichern, Internetseiten zu katalogisieren; immer leistungsstärkere und schickere Hardware zu entwickeln. – Hätte man nicht stattdessen jedes jemals gemachte Foto konservieren sollen? So bleibt doch nichts übrig von der Menschheit außer die Hinterlassenschaften einer vermeintlich technisierten Zivilisation, anstatt ein wirkliches Abbild desjenigen Völkchens, das auf diesem Planeten zu Hause war.

nachts Noch eine weitere Eintragung scheint mir bedeutsam, bevor ich mich zur Ruhe lege: Ich fühle, als wäre mein Ansinnen nun bedächtiger . . . und nüchterner. Ich gehe in mich und greife nach dem verbliebenen Hauch Seele und versuche zu verstehen, was ich bin . . . , wer ich bin. Als »armer Irrer« ende ich nun in diesem Loch, doch war das nicht immer so! In mir sind weder die Faszination noch der Tatendrang nach Unvergänglichen und Schönem entschwunden, sondern der Wille, diese Eigenheiten als die meinen anzuerkennen. – So will ich auch nicht werten, welches Land das Schönste auf der Welt ist (oder war), sondern ich blicke

hinter die seit Generationen errichtete politische und gesellschaftliche Kulisse; ich hebe den Vorhang und erfasse, was tatsächlich da ist: Eine Landschaft, in jedem Teil der Welt auf ihre Weise schön und ehrfürchtig anzuschauen . . . , und, wenn man noch weiter zurücksieht und wirklich allen menschlichen Einfluß ignoriert, so sehe ich die Schönheit eines jeden Landes in seinen Versteinerungen: Fossilien, überall im Erdreich auffindbar, so frei von menschlicher Tönung, sind sie doch das ästhetische Ideal. Und keines, das möchte ich hervorheben, erschiene dem willigen Auge erhabener als ein anderes.

Warum ich von uralten Versteinerungen berichten mag? Weil ich mich vielleicht selbst bald dazu zähle? In Wahrheit sehe ich kein Ende für mein Dasein. Was ich repräsentiere – das bemitleidenswerte Relikt einer einst überheblichen Zivilisation – wird ein Mahnmal sein, nicht mehr und nicht weniger. Und ebenso wie beim unvorsichtigen Umgang mit fragilen Fossilien werde auch ich zerfallen oder übersehen sein, bevor man lernen kann, einen vergleichbaren Fehler zu vermeiden, der mich in meine jetzige Lage genötigt hat.

Wird der kommende Tag anders sein? Wohl nicht. Irgendwo dort oben geht die Sonne auf, die Erde dreht sich fort, der Mond umtanzt seine vergewaltigte Mutter. Aber ich werde an dem Treiben nicht mehr teilhaben. Und das ist es, was mich von den Toten unterscheidet, und doch unser gemeinsames Merkmal ist. Hier unten, am Abgrund der Vergessenheit.

Schließlich hatte ich aus Tamerans Aufzeichnungen alles erfahren, das es zu lernen wert war. Und ich bemitleidete sein Schicksal, insbesondere da es in meinen Aufgabenbereich fiel, seinen Leichnam zu begraben (ungeachtet aller Rohheit und dem gänzlichen Zivilisationsverlust waren ich und unsere Gruppe uns einig, diejenigen anständig zu beerdigen, deren ehemaligen Bauten wir plünderten).

Ob ich was vom Vorbereiten und Überleben lernte? Warum sollte mir der arme Tameran trotz seiner Akribie das Vorbild sein, wenn sein Bunker doch leckte und er am Ende hier lebendig eingeschlossen blieb? Oder lerne ich aus seinem Lebenswillen; seiner Energie und seinem Mut, nach seiner Familie zu suchen, während alle Überlebenden, zu Tode erschrocken, verkrochen blieben?

Vielleicht ermöglichte er mich lediglich eines zu lehren: Daß nur ein einsames Leben bemerkenswert und ereignislos genug ist, um es nachvollziehbar und umfassend in einem Tagebuch niederlegen zu können.